

Henning Ziebritzki
Brand

Henning Ziebritzki
Brand
Roman



WALLSTEIN VERLAG

Daß August anders war, wußte ich, bevor meine Mutter es mir erzählte. Es stand ihm ins Gesicht geschrieben, das von Flüssigkeit glänzte.

Ein feuchter Film lag auf den Augäpfeln. Der verdickte sich von Zeit zu Zeit, als würde er sich aus einer Quelle in Augusts Kopf speisen. Dann bildete sich im inneren Winkel des Auges eine Träne, die, größer werdend, die rötliche Innenseite des vorgewölbten Unterlides noch verletzlicher aussehen ließ und sich langsam dehnte, bis sie herausrollte und zwischen der eingefallenen Wange und der hageren Nase herabliefl. An ihrer Spitze wiederholte sich das Schauspiel in dem Tropfen, der dort baumelte – kaum herabgefallen oder weggewischt, erneuerte sich die bewegliche Form aus Feuchtigkeit. Prekär hängend, zog sie den Blick auf sich, weil man den Moment nicht verpassen wollte, in dem das größer werdende flüssige Etwas sich vielleicht lösen und fallen würde. Weckten Tränen und Tropfen eine neutrale Aufmerksamkeit, die auch die spärlichen, wie von einem Kind gezeichneten Wimpern hervorriefen, so erregte Augusts Mund Ekel, der sich jedoch in Staunen verwandelte, wenn man länger hinsah. Zwischen den Lippen, die stets leicht geöffnet waren, verlief, beim Schweigen wie beim Sprechen, eine Reihe von Speichelstrichen, die die Lippen aussehen ließen, als wären sie mit elastischen Fäden zusammengenäht. Und in den Mundwinkeln stand ein Krater weißen Schaums, der sich hohl zurückzog, wenn der Mund sich öffnete, und hervortrat, wenn die Lippen sich schlossen. Augen, Nase und Mund ließen das Gesicht zu

einem flüssigen Relief werden, das von innen überzulaufen, einem Drang und Druck ausgesetzt schien, der sich nicht beherrschen ließ. Das Abwischen der Augen, das Putzen der Nase, das Betupfen des Mundes mit dem karierten schmutzigen Taschentuch – alles war vergeblich, weil in kürzester Zeit das Naß, sich sammelnd und dehnend, rinnend und rollend, auf das Gesicht zurückkehrte, als gehörte es zu seiner Natur. Es sah aus, als wäre August ein Sinn zu eigen, dessen Aufgabe darin bestand, die Grenze von Haut und Luft, Innen und Außen zu verflüssigen.

August war harmlos. Meine Mutter hatte mich – mit der betont diskreten Stimme, die sie einsetzte, wenn es um Belange oder Bereiche jenseits des Normalen ging, das für sie die höchste Instanz war – in einer ihrer vielen Erzählungen aus dem Dorf zwar beiläufig darauf hingewiesen, daß August seltsam und zurückgeblieben sei und vieles nicht verstehe und könne, es fiel mir jedoch auf, daß sie ihn nicht als geistig behindert bezeichnete. Vielleicht wollte sie sich nicht mit uns Kindern gemein machen, unter denen es gängig, ja beliebt war, jemanden mit dieser von uns als Abwertung verstandenen Eigenschaft zu brandmarken. Auch sprach sie nie abfällig als Idiot oder Trottel von ihm oder mit vernichtendem Urteil, wie sie es mit drastischen, gedämpften Worten fällen konnte, wenn sie auf den kranken SS-Mann zu sprechen kam, der, immer noch furchteinflößend boshaft, in dem großen, nach dem Krieg gebauten Haus lebte, oder auf den Organisten, der kleine Jungs dort anfaßte, wo es verboten war, oder einen der tausend Betrunkenen, der ihr bei einem der Feste, die an jedem Wochenende gefeiert wurden, wieder einmal, wie sie es nannte,

an die Wäsche gehen wollte. An August fand meine Mutter nichts auszusetzen. Er mußte, so schloß ich, unter Beweis gestellt haben, daß der Umgang mit ihm unbedenklich und ungefährlich war. Wie alle Bewohner des Dorfes, die nicht in die Stadt zur Arbeit fuhren, hielt er sich die meiste Zeit im Umkreis des Hauses auf, in dem er wohnte. Der wurde durch die Felder des Gutshofes begrenzt, auf dem sein Vater einer der Verwalter war. Die Familie – eine Frau schien es, neben den beiden Männern, nicht zu geben – lebte in einem kleinen Fachwerkhaus am Rand des Hofes, das, ohne einen schützenden Vorgarten, nur durch einen Staketenzaun abgetrennt, an der Straße stand, die in das eine der westlichen Nachbardörfer führte. Mit seinen weiß verputzten Flächen, dem Muster der schwarzen Balken und den im Rahmen verzogenen Fenstern stammte es aus einer Zeit, von der ich spürte, daß sie lange zurücklag. Ich fand es schöner als unser Haus aus roten Ziegeln, das mein Vater zu einer lauten Baustelle gemacht hatte, indem er es mit Nachbarn und Bekannten erneuerte – was um so ärgerlicher war, als wir hier nicht tun durften, was wir sonst überall taten: in Rohbauten herumstreunen, um vergessene Werkzeuge, Bretter und Nägel und alles zu klauen, wovon wir annahmen, wir könnten es für die Buden verwenden, die wir im Wald bauten. Manchmal sah man August im Dorfladen, wo er einen beschriebenen Zettel über die Theke reichte, in der Kirche, wo er sporadisch ruckend mit nassem Gesicht um sich guckte, oder auf dem Friedhof, weil ihm jemand vom Gut den Auftrag gegeben hatte, »die Ahnen zu begießen«, wie meine Mutter eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen nannte. Sein angestammter Platz war jedoch der schmale Streifen

zwischen Haus und Zaun. Hier stand er, die Hände auf die Latten gelegt, blickte mit feuchten Augen auf die Straße und wartete, ob jemand vorüberkäme.

Sein Kopf wirkte »vom Fleisch gefallen«, ein Ausdruck meiner Mutter für die, die ihr dürr vorkamen, was in ihren Augen ebenso zu mißbilligen war wie eine zu große Körperfülle. Weil die Haut sich eng um Augusts Schädel spannte, traten Knochen und Vertiefungen kontrastreich hervor: hohle Wangen unter asymmetrisch ragenden Jochbeinen; tiefe Augenhöhlen unter der geraden, niedrigen Stirn. Wer ihn zum ersten Mal sah, hätte meinen können, sein Kopf sei eher der eines Sterbenden als eines Lebenden – wobei man im Unsicheren blieb, wozu die flimmernde Feuchtigkeit, die ihn überzog, besser gepaßt hätte. Augusts Gesichtsausdruck war wachsam, er war stets auf der Hut. Mienenspiel und Blick drückten nur zwei Gefühle aus: Mißtrauen und weniger Mißtrauen. Argwöhnisch schaute er in die Richtung dessen, der ihm entgegenkam, bis er plötzlich überrascht, mit einem Ausdruck ungläubiger Erleichterung und einem Ruck des Oberkörpers, das Tach erwiderte, mit dem er begrüßt worden war. Ob er es verstand, wenn jemand ihn, versteckt liebevoll, als Döllmer ansprach? Nie fiel das vorsichtig Ängstliche ganz von ihm ab, das sich im fragenden Schauen, im seitlich nach hinten geneigten Kopf äußerte. Übel mitgespielt wurde ihm jedoch nicht. Selbst für die Jugendlichen, die Gefallen daran fanden, im Wald einen Gefangenen mit Brennesseln zu schlagen oder seinen Kopf mit Jauche zu übergießen, stand August im Bann eines Schutzschirmes. Der war nicht sofort wahrzunehmen, wenn man ihn von weitem an seinem Zaun stehen sah

oder er einem schlurfend entgegenkam. Mit weiter Hose, Hemd und Joppe, alles in verschiedenen Grautönen weich hängend, sowie einer soldatisch anmutenden Forstmütze war er gekleidet wie jeder der Männer im Dorf bei der Arbeit; dazu trug er klobige, verdreckte Schuhe mit einer runden, verstärkten Spitze. Aber die Kleidung konnte nicht verdecken, daß August von einem anderen, einem gestörten Geist beherrscht war. Wenn wir mit ihm umgingen und sprachen, so verband uns das zwar; aber in ähnlicher Weise begegneten wir Hunden, Pferden und Kühen, denen wir – sei es aus Einfühlung, sei es aus Pragmatismus – unterstellten, daß sie uns verstanden. Was die Empfindung einer gemeinsam bewohnten Welt betraf, so blieb August abseits, in seinem eigenen Bezirk, ob er nun, schniefend und mißtrauisch äugend, am Zaun stand oder irgendeine seiner unscheinbaren Arbeiten verrichtete.

Ich hätte nicht sagen können, in welchem Alter der flüssige August war, als ich zum ersten Mal in Berührung mit ihm kam. Für meine Mutter oder andere schien das keine Rolle zu spielen, wenn sie über ihn sprachen. Er war uns Greis und Kind zugleich – eine Formulierung, die mir sehr viel später im Nachdenken über ihn einfiel, nachdem meine Urgroßmutter mir zum siebzehnten Geburtstag eine Ausgabe von Heines Gedichten geschenkt und ich, berauscht vom Rhythmus der ersten Zeilen, *An die Engel* gelesen hatte. Zur Alterslosigkeit paßte, daß August seit je zum Dorf zu gehören schien. Es war leicht, sich vorzustellen, daß er früher, vor meiner Zeit, aus einer anderen Familie stammend und in anderer Gestalt, historisch korrekt kostümiert, auch schon mit rinnendem Gesicht an einem

Zaun gestanden hatte. War er durch den Allerweltsnamen mit den anderen im Dorf verbunden, die Maurer, Bauer, Postbeamter oder Bäcker waren oder bei VW, Conti, Varta oder der Sparkasse arbeiteten, so ließen ihn sein Gesicht und die Aura, die ihn umgab, heraustreten aus der Schar der Männer. Manch anderem hing zwar auch ein Tropfen an der Nasenspitze wie an der Tülle einer Kanne, August war jedoch der einzige, dessen Gesicht glänzte, als bestünde der Sinn seines Körpers darin, durchlässig zu werden.

Was ließ die Steine nach dem Winter, Jahr für Jahr, aus dem Acker hervorquellen? Saugte der Mond mit kosmischen Kräften die schweren Brocken, wie das Wasser an der Nordsee, so stark an, daß sie aus der dunklen Tiefe an die Oberfläche traten? Spielten Tote unter der dünnen Schicht, auf der wir herumliefen, in riesigen Hallen ihres langweiligen Zeitvertreibs mit Steinen, die sie versehentlich an die Decke warfen, wo sie, sichtbar für uns, steckenblieben? Oder brachten die größer und schwerer werdenden Bagger, Trecker und Anhänger den Boden zum Schwingen und ließen die Steine nach oben hüpfen? Sobald der Schnee geschmolzen war und sich auf Restflächen, deren Ränder braun verharschten, zurückgezogen hatte, sah man sie liegen auf der schwarzen Erde, von Rinnsalen umrieselt, an ihren Rändern geschmückt von grünen Hälmchen, die die Kraft gehabt hatten, unter ihnen hervorzusprießen, und jetzt von ihnen abstanden wie Haarbüschel von einem kahlen Schädel.

Augusts Tätigkeiten waren geringer als die eines Knechtes oder Hilfsarbeiters. Er war nicht verständig und geschickt

genug, um mehr zu übernehmen als kleine Botengänge, das Ausspülen der Milchkannen, das Füttern des Federviehs oder Laubharken, was er am liebsten tat. Im Herbst, nach der Kartoffelernte, trug er mit uns Kindern das Kraut auf Haufen zusammen, damit es verbrannt werden konnte. Im Frühjahr, sobald die Erde sich frei vom Schnee zeigte, war es seine Aufgabe, die Steine vom Acker zu sammeln. Es ging nicht um die, die man liegenlassen konnte, von der Größe eines Apfels, einer Glühbirne, einer kleinen Faust. Es ging um die, welche Feldsteine genannt wurden. Sie waren groß genug, um die Pflugschar zu beschädigen, die bald die Furchen in das Erdreich ziehen sollte, und den Wuchs der zarten Pflänzchen zu verhindern, die aus der Saat aufgehen würden. Diese Gefahrenquellen zu erkennen, war August in der Lage. Er teilte sich die Fläche in Zonen ein, die er abschritt, um die Steine zu finden, die er vom Acker entfernen mußte. Hatte er einen Fremdkörper ausgemacht, trug er ihn an den Rand, wo er Haufen aus seinem tellurischen Fundwerk bildete. Klackend und knirschend fiel ein Stein auf den anderen und ließ Sandbrocken durch die Luft spritzen – kleine Fontänen aus Braun, Grau und Schwarz, die tief und hell leuchteten, bevor die Farben dumpf ersterbend auf den Boden prasselten. Manchmal packte August der Ehrgeiz, die Steine zu einer kleinen Pyramide zu stapeln. Hatte die Bildreportage über ein inszeniertes Ägypten, die er in einer Ausgabe von *Quick* oder *Stern* gesehen haben mochte, sein Begehren geweckt, ein solches Bauwerk nachzuahmen, wie es die winzigen Fotos in der von Nässe aufgerollten, vergilbt verklebten Illustrierten erhaben und bedeutsam vor sein feuchtes Auge gestellt hatten? Oder hatten andere

ihm gezeigt, daß man, zum Vergnügen oder um sich eine kleine Arbeitspause zu verschaffen, aus Feldsteinen eine Pyramide stapeln konnte? Es erwies sich als schwierig, das Vorhaben in die Tat umzusetzen, weil die Steine von unterschiedlicher Größe und Form waren. Nachdem er die erste Schicht quadratisch gelegt hatte, stand er, mit einem Stein in der Hand, grübelnd vor dem Fundament, um zu überlegen, wie die nächste Lage am besten zu stapeln sei, ohne daß sie mit der ersten ins Wackeln geriet. Selten gelang es ihm mit seiner Steinkunst, bis zur Spitze zu kommen und schließlich, nachdem er mit Glück Lage um Lage ausbalanciert hatte, den letzten Stein auf den hohen, nach oben sich verjüngenden Bau zu legen. Meistens zerrollte das ganze bisherige Werk, weil ein Stein nicht fest liegenblieb, sondern sich löste und die unteren Schichten kollernd mit sich riß.

Manche glatt geschliffenen Granitwürfel des unterirdischen Andrängens, manche hohl vernarbten Fremdlinge, die an Reste von Mauerwerk erinnerten, hatten sich ganz aus der Erde herausgearbeitet, andere mußten an der Größe der aus dem Boden ragenden Kuppe, der Form der Wölbung als Hindernis für die Pflugschar erkannt werden. Das erforderte eine besondere Kennerschaft; denn ein Gesteinsbrocken konnte eine Spitze zeigen, die so klein war, daß nur ein geübter Blick an gewissen Eigenheiten der Krümmung das verborgene Ausmaß der gefährlichen Größe abschätzen konnte. Dann zog August an dem, was minimal herausragte, mit den Fingern, die sich in die Erde gegraben hatten, und es wurde geruckelt, gewackelt und getreten, bis der Stein locker genug lag, um ihn mit beiden

Händen aus dem geweiteten Loch zu hieven. Es waren keine großen, keine auffälligen, es waren Jedermannshände, die durch den Umstand, daß sie einem so sichtbar beschränkten Geist gehorchten, davon ausgeschlossen wurden, einen Hammer, eine Peitsche oder ein Gewehr halten zu dürfen. Manche Steine waren so schwer, daß sie, wenn sie überhaupt mit den Händen sicher gegriffen werden konnten, von zwei Männern gehoben und mit einer Schubkarre an den Ackerrand gebracht werden mußten. Von den größten grub August nur den Rand frei und markierte sie mit einem in die Erde gerammten Stock. Sie wurden vor dem Pflügen mit einem Trecker heraus- und an den Feldrand gezogen.

Die Hälfte von Augusts Arbeit war Träumen. Dann schien er den Stein zu seinen Füßen und die ihm übertragene Aufgabe vergessen zu haben und stand reglos, mit leicht gebeugten Knien, auf dem Acker, als hätte er seinen Zaun vor sich. Die Augen schimmerten. Abwesend schaute er auf eine Steinkuppe, die sich in einiger Entfernung aus dem Boden erhob, als kennzeichnete sie den Eingang zu einem versunkenen Bereich, den nur er sah, oder auf sein Fahrrad, das, blau glänzend wie die Reste eines zertretenen riesigen Insekts, am Feldrand zwischen zwei Steinhaufen lag. Oder er hörte, den Kopf etwas emporgereckt, auf eine Lerche, die aus großer Höhe unsichtbar ihre Melodien herabfließen ließ. Das Träumen schien besser zu ihm zu passen als die Arbeit. Zu der gehörte ein Nachdenken, das August manchmal anzustrengen, ja zu quälen schien, so daß Kopf und Blick verständnislos herumruckten, wenn Schlüsse, die aus den Gedanken gezogen werden mußten, zuviel für ihn wurden. Sollte er weitergraben oder gleich

einen Stock suchen, um ihn neben den Stein zu stecken, der unter seinem Ruckeln und Schaufeln größer und unhandlicher wurde? Er wäre der letzte gewesen, der hätte sagen können, was ihm dabei durch den Kopf ging. Manchmal sah es aus, als gäbe er sich, durch und durch gedankenlos, dem Anblick der panisch wimmelnden Welt hin, die er entblößte, indem er einen großen Stein aus dem Boden zog, oder dem hellen, sausend an- und abschwellenden Rauschen des Kiefernheides, der sich auf der Wiese neben dem Acker zusammendrängte. Der harte, kalte Wind vermochte den feuchten Schleier nicht zu trocknen, der sich stetig auf seinem Gesicht erneuerte. Wäre man näher an ihn herangetreten, hätte man sehen können, wie die weite, von Schneeflecken durchzogene schwarze Landschaft sich winzig schachbretthaft in den Schlieren seiner Augen spiegelte.

August war einsilbig. Den Gruß Tach erwiderte er mit demselben Wort. Auf Fragen – auch wenn eine ausführliche Entgegnung erforderlich gewesen wäre, um von Frage und Antwort sprechen zu können – folgte ein Ja oder Nein, und auf dem Feld, bei den Milchkannen oder den Hühnern faßte er Antworten auf Anweisungen oder Rechtfertigungen seines Tuns in ein Hier oder Da zusammen. Es war ihm jedoch anzusehen, daß er am liebsten auch auf diese Silben verzichtet hätte. Waren Worte durch eine Frage oder eine Schwierigkeit, die seine Tätigkeit stocken ließ, drangvoll nötig geworden, konnte man verfolgen, wie es in seinem verschleierten Gesicht zu arbeiten begann und er, nach innen horchend und nach außen schauend, zu prüfen schien, ob eine Äußerung unausweichlich war oder sich noch einmal vermeiden ließ. Ängstlich schielte er zu seinem Gegen-

über, um sicherzugehen, daß er nicht Ärger oder Unmut oder gar ein Schimpfen auf sich ziehen würde, wenn die erwarteten Worte ausblieben. Sah er im Gesicht des ihm Vorgesetzten – und alle im Dorf waren auf ihre Weise Vorgesetzte für ihn – die Spur einer sich verfinsternden Miene, verkrampfte sich sein Körper, bis er sich einen Ruck gab und die Silbe ausstieß, mit der er hoffte, die in der Luft liegende Bedrohung zu verscheuchen. Wie sehr sich eine angespannte Situation für ihn in körperliche Anstrengung verwandeln konnte, war an dem Druck zu spüren, der sich in dem endlich gefundenen Wort entlud, und der Scham, damit etwas Falsches getan zu haben. So kam es dazu, daß sein Gesicht aussah, als würde er den Laut, zu dem er sich mühsam durchgerungen hatte, gleich wieder verschlucken wollen. Er würgte die erforderliche Silbe heraus und schnappte sofort mit dem offenen, speichelspritzenden Mund nach vorn, um sie wieder einzufangen, worauf er, laut schmatzend, die Lippen verschloß, um den Laut durch die Kehle, am hüpfenden Adamsapfel vorbei, zurückzupressen. War er besonders aufgeregt, schoß für den Moment des Schnappens die Zunge heraus und stand spitz hervor, als wollte sie die zurückgesaugte Silbe auffangen. Das gab es nur einmal im Dorf, und obwohl es, wie meine Mutter mir eingeschärft hatte, ungehörig war, brachten etliche August mit einer unnötigen Frage bloß zum Sprechen, um zynisch schmunzelnd das antagonistische Silbenspektakel in seinem sprühenden Gesicht zu studieren.

Trieben viele auch gelegentlich Spott mit ihm, die Ahnung verließ uns nicht, daß er auf eine Weise anders war, die deutlich eine Grenze zwischen ihm und uns zog.

Daher wäre es niemandem eingefallen, seinen Namen zu verniedlichen oder zu verballhornen, obwohl alle Männer im Dorf, die ausnahmslos August, Christian, Johann, Friedrich, Hermann, Wilhelm oder – wie meine Großväter – Heinrich hießen, mit einem Spitznamen gerufen wurden. Sei es in der Anrede, sei es im Gespräch über ihn, er wurde immer August genannt. So wurde mit dem innerlich klaren Abstand, der einen Kosenamen unmöglich und August gelegentlich boshaft zu einem Spielball machte, halb bewußt auch eine gewisse Scheu oder gar Achtung zum Ausdruck gebracht. Die meisten in Brand hätten das niemals zugeben wollen – geschweige denn, daß sie einen Grund dafür hätten nennen können.

2

Ich trat aus dem dunklen Hausflur auf den Hof, der noch im Schatten lag. Der Morgen roch ganz frisch und neu. Ein Hauch von Tau ließ ein feines Arom vom Sand aufsteigen, den die Sonne in den Tagen zuvor beschienen und knüppeltrocken gemacht hatte. Die Spuren von Feuchtigkeit, die als Klarheit in der Luft lag, schmeckten herb und süß zugleich, wie ein aufgeschnittener Pfirsich. Mein Atem ging heftig, ich blieb hinter der Schwelle stehen, um zu warten, bis er sich beruhigen würde.

Unter dem Ziehen der Riemen schmerzten meine Schultern, unter der Last des Tornisters der Rücken. Dort hatte die Sonne gewütet und ihre zerstörerischen Exzesse gefeiert. Noch ganz bleich hatte ich am Vortag, wie bei jedem Wet-

ter, draußen gespielt und unter dem wolkenlosen Himmel den Oberkörper entblößt gelassen, um so braun zu werden, wie die anderen Jungen es bereits waren, die stolz die dunkle Farbe ihrer Haut zeigten. Da Sonnencreme die Bräunung verlangsamt, wenn nicht verhindert hätte, hatte ich mich um das Eincremen gedrückt. So konnte die Sonne auf dem ungeschützten Körper ein vernichtendes Feuer entfachen, das auch am Abend und in der Nacht still weitertobte. Auf der roten, heißen Haut hatten sich große Brandblasen gebildet, die prall von Flüssigkeit vom Rücken abstanden. Wenn sie platzten oder aufgestochen wurden, hingen Fetzen auf dem offenen Fleisch, das im Spiegel blutig glänzte. Im Dorf gab es einen Hausarzt. Ein Teil der Bevölkerung brachte ihm uneingeschränkte Hochachtung entgegen, weil er sich im Krieg an der Front einen legendären Ruf bei der Behandlung von Wunden aller Art erarbeitet hatte und seine in diesen Dingen erfolgreiche Kunstfertigkeit auch im Dorf Verletzten bei Brüchen und Fleischwunden zugute kam, etwa wenn es notwendig war, den blutenden Stumpf eines Fingers oder eine Gliedmaße, die durch einen Unfall abgetrennt worden war, schnell und wirkungsvoll zu versorgen. Andere hegten einen tiefen Groll gegen ihn, weil er bei einer jungen Frau eine Lebensmittelvergiftung übersehen und in einem anderen Fall, bei einem Jungen, der etwas älter war als ich, nicht die Symptome einer Leukämie erkannt hatte, die tödlich endete. Von dem alten Arzt hatte meine Mutter eine Salbe erhalten, die sie mir nach dem Frühstück mit einem Backpinsel auf Schultern und Rücken auftrug. Nachdem das schmierige Mittel eingezogen und halbwegs getrocknet war, versuchte ich, mir das Hemd so anzu-

ziehen, daß es nicht über die Haut schabte, sondern gleich dort zum Aufliegen kam, wo es hingehörte. Das fühlte sich unangenehm an, weil der Stoff am Körper klebte. Dann setzte ich vorsichtig den Ranzen auf – ein Ding aus Leder, dessen gewölbte Kappe, die man aufklappen konnte, ihm die Form eines großen Buches gab – und trat auf den von Feuchtigkeit duftenden Hof.

Zur Schule, deren zweites Jahr dem Ende entgegenging, konnte ich verschiedene Wege gehen. War es spät geworden, nahm ich den schnellsten, der nicht der kürzeste war: hinunter zum Haus meiner Großmutter, wo ich nach links in die Hauptstraße abbog, der ich folgte, bis ich zum Schulgebäude gegenüber der Kirche kam. Ich liebte es jedoch, unterwegs herumzutrödeln. Daher ging ich, wenn ich früh genug aufgestanden war, links hinauf zur Mühle und bog an der ersten Kreuzung, bei dem Bauernhof auf der Ecke, nach rechts zum Friedhof ab. Auf dieser Route kam ich zuerst durch ein Neubaugebiet, wo ich den Maurern und Dachdeckern zusah und hoffte, daß sie mich bemerkten und mit einem ihrer Männerwitze ansprechen würden; dann ging es durch Felder und Äcker, um den Friedhof herum und auf die Hauptstraße, die mich von der anderen Seite zur Schule führte. Mein Lieblingströdelweg war der kürzeste, wenn man ihn in Metern oder Minuten maß, er dauerte jedoch am längsten, weil ich, wenn ich ihn wählte, am leichtesten die Zeit vergaß. Dafür mußte ich von unserer Straße nach links in den Garten meiner Großmutter einbiegen, indem ich mich durch eine Lücke im Maschendrahtzaun zwängte, der vom vielen Hinüberklettern an einem Pfosten eingerissen war. Und war ich auf der anderen Seite des Grundstücks

über den Jägerzaun gestiegen, konnte ich quer durch ein Kornfeld gehen, bis mich die Diagonale auf die Hauptstraße führte. Diesen Weg zog ich den anderen vor, weil es hier vieles gab, was mich verweilen ließ; zudem führte er streckenweise, abseits der öffentlichen Straßen, wo alle mich sehen konnten, über ein Terrain, auf dem ich allein war und mich unbeobachtet in meinem Fürmichsein fühlte. Um die kleine Halle herum, die am äußersten Rand des Gartens stand, lagen oft Holzreste, Abfälle vom Sägen und Schneiden, die der Tischler, an den sie verpachtet war, nicht mehr brauchte; waren die Stücke passend, steckte ich sie in den Ranzen, größere legte ich einzeln oder zusammen mit anderen unter einen Busch, um sie später abzuholen. Manchmal, wenn ich sicher war, vom Haus aus nicht gesehen zu werden, pflückte ich vom äußersten der Bäume, die Krone an Krone in dichten Reihen standen, ein paar der reifen, süßen Kirschen, um sie gleich zu essen. Das war verboten, weil meine Großmutter die Kirschen verkaufte, um ihre schmale Rente aufzubessern. Die rechtwinklig aufgeschütteten, präzise geplätteten Erdreihen für den Spargel, der ebenfalls zum Verkauf angebaut wurde, wirkten eintönig und wenig einladend auf mich – ich hatte einmal versucht, dort mit Matchbox-Autos zu spielen, was einen harschen Verweis zur Folge hatte. Das Kornfeld, das sich an den Großmuttergarten anschloß, war nicht groß, aber es gab mir das Gefühl, es sei meines und gehöre für die Zeit, die ich es durchstreifte, nur mir. Darum nahm ich in Kauf, von jemandem auf der Hauptstraße gesehen und bei meiner Mutter angeschwärzt zu werden, denn durch Getreidefelder zu gehen war streng untersagt.

Als ich an jenem Morgen auf dem Hof stand, fragte ich mich, unter dem Eindruck des Brennens auf Schultern und Rücken, ob nicht vielleicht der Trödelweg quer durch Garten und Kornfeld das geringere Übel wäre, wenn ich zügig ginge. Ich müßte nur zweimal, am Maschendraht und am Jägerzaun, den Tornister ab- und wieder aufsetzen, den ich zudem im Garten, wo mich die anderen Kinder nicht sehen würden, in der Hand tragen konnte. So schob ich mich durch das Kornfeld, nachdem ich die Zäune glücklich passiert und den Garten, ohne stehenzubleiben, durchquert hatte. Weil es erleichternd war, nicht das Gewicht auf dem geschundenen Rücken tragen zu müssen, hielt ich den Ranzen noch an der Schlaufe, die in der Mitte aus der Kappe ragte. Schultern und Rücken schmerzten, aber der Schmerz war nicht so groß, daß er nicht ein Teil meiner Befindlichkeit hätte werden können, an den ich mich allmählich gewöhnt hatte – etwas wie ein unsichtbarer Tornister aus Brennen, Stechen und Pochen, den ich zwar unangenehm spürte, wenn ich aufmerkte, aber ansonsten als etwas vergessen hatte, was zu mir gehörte. Störend war das Hemd, das bei der leisesten falschen Bewegung auf der Haut scheuerte.

Wie die unzähligen Male zuvor fühlte es sich auf angenehme Weise richtig an, allein das Feld zu durchqueren. Dort, wo ich mir meinen Weg durch das Korn bahnte, brandete ein leises Prasseln, ein feines Klacken auf, wenn die Halme und Ähren aneinanderstießen, und verebbte hinter mir zurück in das leichte Rauschen, das aus dem ganzen Feld aufstieg. Es war kein Erschrecken – überrascht wurde ich aus dem verträumten Hören geweckt, als mein Fuß an etwas Großes, Weiches stieß. Auf dem Boden lag,

von geknickten und schräg aufragenden Halmen umgeben, ein Raubvogel. Es sah aus, als wäre er auf dem Rücken hingebreitet worden, die Flügel weit ausgeklappt, die schlaffen Krallen hochgezogen, wie ein kleines Kind zum Schlafen die Knie anwinkelt. Quer über die Brust lief, auf einem hellen Band, kontrastreich ein Muster, das wie ein schwarzes, breites W aussah. Mein erster Gedanke war das Bedauern, daß es ein Bussard war – um wieviel aufregender wäre es gewesen, einen Habicht oder Falken aus solcher Nähe betrachten zu können. Oben, unter dem Hals, war eine Lage von Federn rötlich verschmiert. In panischer Sorge sah ich auf meinen Fuß. Damals kannte ich keine größere Angst als die, mich an einem Kadaver mit etwas zu infizieren, das im schlimmsten Fall zum Tode führen konnte. Doch an den Zehen, die aus der Sandale ragten, waren keine Spuren von Blut zu sehen. Heftig wischte ich sie an den Halmen und der Erde ab, bis es weh tat und sie ganz schmutzig geworden waren. Am Nachmittag, so nahm ich mir vor, würde ich wiederkommen, um den toten Vogel mit einem Tuch zu greifen und in einer Kiste nach Hause zu tragen. Ich freute mich darauf, ihn ausführlich unter die Lupe zu nehmen und ein paar Schwungfedern als Trophäe herauszureißen. Vielleicht würde ich sogar Teile des Skelettes ernten können, wenn ich den Vogel an einer verborgenen Stelle in unserem Garten vergrub und lange genug wartete. Aber diese Träume und Pläne waren nach der Schule vergessen.

Wie immer, wenn es nicht in Strömen goß, spielten die Kinder – es gehörte zu ihrem Selbstgefühl, zuerst und vor

allem anderen Kind zu sein, nicht Schüler, Sohn oder Tochter oder anderes – in der Pause auf dem Schulhof. Das war die Fläche zwischen dem Schulgebäude und der Sackgasse, die den Hof mit einem geschwungenen Rand begrenzte, der in auffallendem Gegensatz zu der langen, geraden Linie des Gebäudes stand. Es lag quer zur Hauptstraße, als wenn es mit der Schmalseite über die Straße auf die Kirche zeigen wollte. Es gab keinen Zaun. Der Boden des Hofes bestand aus festgetretener Erde und war vom Gehen, Laufen, Hüpfen, Trampeln, Stehen, Knien, Sitzen und Liegen über Jahre und Jahrzehnte steinhart geworden; in sanften Wellungen bildeten sich bei Regen hier und da flache Pfützen, die lange stehenblieben. Das Schulhaus war ein langgestrecktes, an den Gutshof erinnerndes Gebäude aus roten Ziegelsteinen, dessen Erdgeschoß mit den Klassenräumen etwas erhöht lag; eine Reihe von Kellerfenstern ragte vergittert halb aus dem Boden. In der Wohnung im Dachgeschoß lebte ein alter Lehrer, den die Kinder nie zu Gesicht bekamen und von dem sie nichts weiter wußten, als daß er im Krieg gewesen war. Zum Haupteingang, der aus einer von Milchglas eingerahmten, doppelflügeligen Tür bestand, führte eine massiv gemauerte Treppe aus sechs, sieben Stufen hinauf, die links und rechts von einem schräg mitlaufenden Mäuerchen begrenzt war; sie liefen unten in rechteckige Säulen aus, auf denen jeweils eine glatt geschliffene, etwa menschenkopfgroße Steinkugel mit Zement befestigt war. Auf dieser Treppe stand in der Pause, manchmal eine Lord Extra rauchend, eine der beiden Lehrerinnen, um die Kinder zu beaufsichtigen (ich kannte die Art der Packung, die unterhalb der Kugel auf der Säule lag, von meiner Mutter). Die

Lehrerinnen waren, wie meine Mutter wußte, in dem Jahr geboren, in dem der Krieg zu Ende gegangen war, und die Stellen an unserer Schule waren jeweils ihre erste. Fräulein R. war meine Klassenlehrerin, Fräulein E., ihre Freundin, unterrichtete die höhere Klasse. Sie waren jeden Tag anders angezogen, schicker als die Mütter zu Hause, und oft geschminkt. Die beiden wohnten in der kleinen Dachwohnung meiner Großmutter, wo jede ein Zimmerchen mit Waschbecken hatte und es auf der Treppe eine Toilette gab.

Wir durften, wenn das Geschepper der Klingel das Ende der Pause ankündigte, nicht wie wir wollten und ungeordnet in die Klassenräume zurückströmen, sondern mußten, zu zweit hintereinander stehend, vor der Treppe Aufstellung nehmen. Sobald sich aus dem Gewusel auf dem Hof, wie angeordnet, die vollständige Reihe von sich an der Hand haltenden Paaren gebildet und das Treten und Knuffen, das Streiten und Nachhintenschauen aufgehört hatte, trat die Lehrerin zur Seite und wartete kurz ab, um uns für eine Weile in der befohlenen Ruhe verharren zu lassen. Nachdem sie aus der Hüfte mit dem Unterarm gewunken hatte, durfte sich die Schlange in Bewegung setzen – und kehrte mit den ersten Schritten zurück in ein chaotisch lebhaftes Durcheinander. Als das Pausenzeichen erklang, rannte ich an jenem Tag, wie oft, sofort zur Treppe, um zum ersten oder wenigstens zweiten der Pärchen zu gehören, die sich rasch zusammenfanden – dafür nahm ich es sogar in Kauf, einem Mädchen die Hand halten zu müssen. Ich mochte diese kleine Pause nach der Pause, eine kostbare Zeitspanne, in der ich, ohne etwas tun zu müssen oder zu wollen,

schauend vor der Lehrerin stehen konnte, solange sich hinter mir rufend und lachend die Schlange vervollständigte. Wie in einer durchsichtigen Hülle fühlte ich mich, mit den anderen verbunden, aber unberührt von ihnen, allein mit der Möglichkeit, ungestört und unbeachtet zu beobachten. Besonders gerne stand ich vorne, wenn, wie an diesem Tag, Fräulein E. die Aufsicht hatte.

Ich war zu einer Grenze gelaufen, von deren Existenz ich nicht wußte. Weder verspürte ich ein aufgeregtes Interesse, wie es mich befallen konnte, wenn ich beim Spielen auf etwas stieß, was mir bekannt vorkam, aber ohne Namen war, noch suchte ich, an dieser Treppe stehend, etwas, wie ich nach etwas suchte, was ich verloren hatte oder von dem ich wußte, daß es da oder dort sein mußte wie der neu entdeckte Tümpel im Wäldchen, von dem die anderen schwärmerisch erzählt hatten. Ich beugte mich nicht über eine Wasseroberfläche, um durch mein unruhiges Spiegelbild hindurch etwas zu entdecken, was unten schwamm oder am Boden lag; ich zwängte meine Hand nicht in eine raue Mauerspalte, in der eine Eidechse verschwunden war; es war auch nicht so, daß ich schaute, wie ich manchmal in die Wolken träumte, um zu sehen, ob aus dem tobenden Geschiebe für ein paar Momente ein Gespenst sich türmen, ein Tier sich formen würde. Ich stand vor der Treppe und ließ den Blick über die Fugen, die roten Klinker der Mäuerchen und die Kugeln gleiten, von denen ich nicht glauben konnte, daß sie nicht irgendwann durch eine Gewalt, und sei sie unbeabsichtigt, doch ins Rollen gebracht würden. Und wie ich nichts erwartete oder gar erhoffte oder ersehnte, so zeigte sich von der anderen Seite nicht die Spur

eines Ziehens, eines Lockens oder Rufens, nicht das leiseste Geräusch von etwas, unter dessen Andrang einstürzen, zusammenbrechen würde, was den unwissenden Blick von dem trennte, was sich gleich enthüllen sollte. Ich stand in der ersten Reihe, vor mir die Stufen, auf deren oberste die Lehrerin gestiegen war, um die heranströmende Kinderschar zu überblicken; den Schulhof und die anderen Kinder hatte ich ebenso vergessen wie die brennenden Schmerzen auf Rücken und Schultern. Ich blickte auf die Lehrerin, wie ich es schon oft getan hatte: Von unten sah ich ihr rundes Kinn, die Wangen, deren Knochen etwas vorstanden und ihrem Gesicht eine strahlende Fülle gaben, wenn sie lachte; ich sah die in der Mitte gescheitelten, vollen braunen Haare, die in großen, festen Wellen auf die Schultern herabfielen; sah die Lippen, die leicht geöffnet blieben, wenn sie nicht rauchte, und ihre Augen, die weich und verträumt, mit gesenktem Oberlid, ins Ungefähre schauten, obwohl sie die Pflicht gehabt hätte, die Kinderschar entschieden und mit scharfem Blick zu inspizieren. Ihre Unterschenkel waren auf der Höhe meiner Augen: Ich schaute, rechts wie links, auf die gerundete Fläche der Schienbeine, die leicht gebräunt waren, hell honigfarben und völlig glatt, so daß die Haut an der Vorderkante etwas schimmerte. Mich streifte der Gedanke, das müßte sich fest und kühl anfühlen, wie die Kugel auf der Säule, wenn es auf sie geregnet hatte. Zugleich kam mir in den Sinn, wie sehr es schmerzte und wie schnell sich eine klare, blutig umrissene Wunde bildete, wenn ich mich an dieser Stelle verletzte. Die Wadenmuskeln traten hinter dem Schienbein gewölbt und glänzend hervor. Ich fühlte den Wunsch in mir aufsteigen, vorzutreten und

die paar Stufen hinaufzugehen, um hinüberzugreifen und ein Bein zu berühren und zu betasten. Davon hielt mich das Wissen ab, daß das unstatthaft und unpassend gewesen wäre und lange, verwickelte Gespräche mit der Lehrerin und meiner Mutter nach sich gezogen hätte, die ich um jeden Preis vermeiden wollte, weil ich wußte, daß ich am Ende würde lügen müssen. Ich spürte auch (und dieses Gefühl war neu), daß eine Bewegung, ein Hinübergreifen schließen und damit zerstören würde, was sich, obwohl es nicht mit den Augen zu sehen war, als zarte Öffnung, als feiner Riß zeigte, der mich anzuziehen begonnen hatte. Die Lehrerin trug einen dünnen Stufenrock, der bei Drehungen des Körpers manchmal die Knie sehen ließ; ich wußte, daß es schöne Knie waren, aus denen keine unförmig großen Ausbuchtungen des Gelenkes hervorstanden, schmaler als die meiner Mutter. Glitt der Blick nach unten, war da der Fuß.

Die Lehrerin stand so, daß die Zehen mir zugewandt waren; die Sandale ragte etwas über die Kante der Stufe. Die Sohle und der flache, leicht keilförmige Absatz waren aus Kork. Vorne spannte sich über den Fußrücken ein dunkelbrauner Riemen, der etwa so breit war wie ein, zwei Erwachsenenfinger und konkav genau so gefertigt, daß er alle Zehennägel gänzlich sichtbar ließ. Um die Fessel schlang sich der andere Riemen, der zur Sohle lief und die Ferse freiliess. Wie der Knöchel sich dezent wölbte, wirkte das Gelenk schmal, fast kindlich. Wieder staunte ich, daß, wie bei Pferden, ein solch zartes Gebilde das Gewicht eines ganzen Körpers tragen konnte. Der Mittelfuß leuchtete, wie das Schienbein, bräunlich klar, als markierten die Rie-

men, die ihn begrenzten, ein Ziel. Die Zehen, der zweite leicht über den großen und die drei kleineren hinausragend, schoben sich eng zusammengedrückt über den Rand der Sohle. Die Nägel waren rosa lackiert. Das war eine Farbe, die im Alltag des Dorfes gestattet war, wie ich von meiner Mutter wußte. Es gab noch blutroten Nagellack, aber der wurde für Feiern aufgetragen; er galt ansonsten als unschicklich, Signale über das hinaus sendend, was erlaubt und erwünscht war.

Es war der große Zeh der Lehrerin, der mir besonders ins Auge fiel. Auf ihm lag ein rosa Nagel, der, eine Spur breiter als lang, fast ein Rechteck bildete und leicht gewölbt die fleischig gerundeten Ränder des Zehs, auch vorne, sanft hervortreten ließ; der Nagel war nicht gerade, sondern minimal konvex geschnitten, was wie ein Vortasten, ein Ausstrecken, wie die Verheißung einer Berührung aussah. Das alles hatte ich schon an vielen Tagen während des Wartens vor der Treppe gesehen, und jedes der Kinder auf dem Schulhof hätte es ebenso sehen können. Heute aber beginnt etwas zu geschehen mit dem, was zu sehen ist. Es verdoppelt sich. Aus dem Riß, dem, was sich geöffnet hat, tritt ein Bild hervor. Als der Blick auf dem großen Zeh verweilt, der ihn stärker anzieht als andere Teile des Fußes, lösen sich das Rosa des Nagels, seine, wie mir plötzlich aufgeht, perfekte Form, lösen sich die vier unscheinbaren, schön fleischigen Ränder, die den Nagel begrenzen, von dem Zeh und werden zu einem Bild. Es zeigt den Zeh, ist jedoch nicht mit ihm vermischt; die Farben und die Formen, die das Bild darstellen, sind etwas anderes als der Nagel, die Haut und das Fleisch, ohne von ihnen getrennt zu sein.

Das Bild brennt sich dem Blick mit einer bis dahin nicht gekannten Hitze und Stärke ein, als hätte eine Leere darauf gewartet, genau damit gefüllt zu werden. Auch diese Leere ist plötzlich da. Und zugleich mit dem Gefühl, durchdrungen zu werden, brandet ein Verlangen nach dem Bild auf, das zu sehen ist, und nach dem Zeh, von dem das Bild sich gelöst hat. Es ist, als hätte sich eine Schlucht, eine riesige leere Röhre gebildet, durch die es mit einer Kraft strömt und zieht, so stark wie der Sturm, der in die Eichen greift, oder der Fluß, der ein Dorf weiter fließt und an dem bei Hochwasser zu spielen verboten ist. Das verbindet sich mit der Empfindung, daß das Geschehen auch den, der das sieht, verdoppelt: In ihm erwacht jemand und wächst und wird größer und droht den mageren Körper zu zerreißen. Dieser andere will mit aller Macht hinüber zu dem, was er wahrnimmt, und das ist merkwürdig, denn ihn verlangt nach etwas, was schon in ihm ist. Der Zeh ist winzig, sein Bild nicht viel größer, aber zusammen ziehen sie in eine andere Welt, die reicher ist, größere Entdeckungen bereithält als alles, was der Junge kennt. Das Glück zu sehen, was vor Augen ist, und zu spüren, welche reißende Macht sein Bild hat, wird überboten von dem innigen Wunsch, es auch haben zu wollen, ohne zu wissen, wie das gehen und was dieses Haben bedeuten sollte. Oder doch? Aus der Schlucht krabbelt etwas herauf, vielarmig, mit Saugnäpfen, die um so mehr werden, je höher es kommt, und die sich klebrig an den kindlichen inneren Menschen heften, bis sie Stück für Stück die ganze Haut ersetzt haben. Sie bilden eine einzige pochende Fläche, die saugt und mit Gewalt nichts anderes erstrebt, als sich den Zeh einzuverleiben. Aber würde es

dem Erfülltsein durch den Blick etwas hinzufügen, wenn der Zeh, der Fuß, Schienbein und Wadenmuskel auch zu berühren, zu betasten wären? Oder sieht das Glück so aus: Mit aller zur Verfügung stehenden Kraft nach etwas verlangen zu müssen, das einen schon durchdringt und in Jubel versetzt?

Das Bild verdoppelte den Zeh, und es wanderte. Mit dem Blick glitt es über die Lehrerin als etwas, was auch die anderen Stellen des Beines verdoppeln konnte. Es ließ sich nieder auf dem feinen Leuchten, das von der Kante des Schienbeins ausging und es noch deutlicher, noch inniger wirken ließ. Lagen die Augen auf dem Wadenmuskel, machte das Bild ihn plastischer, griffiger, gab der Bewegung zu dem hin, der das sah, mehr Schwung. Es stieg über dem Knöchel auf, der von den Riemen umschlungen war, und verstärkte das helle Braun der Haut. Am schönsten jedoch war es nun, wie die Reihe der Zehen, die wunderbar eingebetteten, rosa lackierten Nägel unter dem Riemen hervorragten: Sie zeigten sich durch das Bild, das sie warfen, in ihren Farben und Formen klarer, ja schärfer, obwohl, wie auf einem Gemälde, der Fuß zugleich, als wäre es Absicht, verschwommen und verschleiert aussah. Das Bild brauchte jedoch Haut und Nägel und Haare, um sich zu zeigen. Es war, als ob es nur dort entstehen konnte, wo zwischen der Sandale, unterhalb des Rockes oder neben der kleinen, runden Uhr, die die Frau an einem sehr schmalen Armband trug, auch etwas von ihrem Körper zu sehen war. Wo alles verhüllt war, über den Oberschenkeln, der Hüfte, am Bauch, den Brüsten, ließ das Bild sich nicht sehen. Aber die runden Arme. Sie ragten aus einer ärmellosen Bluse, und

ich hatte bis dahin nicht gesehen oder geahnt, daß die ein wenig gefleckte, glatte Haut an der Schulter, von der Sonne beschienen, goldgelb strahlen konnte.

Die Schlange hatte es geschafft, für ein paar Augenblicke ruhig zu stehen. Die Lehrerin trat zur Seite und winkte mit dem Unterarm. Ich hatte in die feuchte Hand meiner Nachbarin gegriffen, die meinen vorsichtigen Druck nicht erwiderte, sondern ihre Hand schlaff in der meinen hängen ließ. So machten wir den ersten Schritt, und mit uns setzte sich die Schulhofschlange in Bewegung. Das Bild war verschwunden, der andere hatte sich zurückgezogen. Die doppelte Verdoppelung, wie ich mein Erlebnis später nannte, war vorbei. Glücklicherweise war ich, als das Ereignis sich am nächsten Tag, als die Lehrerin wieder Aufsicht hatte und rauchend auf den Stufen stand, wiederholte: deutlich im Auseinandertreten von Haut und Bild und immer noch reißen, zerreißen, aber nicht mehr mit der Gewalt des Erstmaligen. Und ich wurde traurig, als meine Blicke später oft vergeblich über ihren Fuß glitten, weil das, was mich bestürzend beglückt hatte, völlig verschwunden zu sein schien.

Sehr schlimm war es, als Fräulein E. nach den Sommerferien nicht mehr da war. Sie hatte sich, erzählte meine Mutter, verlobt und war zu ihrem künftigen Mann gezogen.

Ich hielt mich, wenn ich allein war, nicht im Garten auf, der vollständig für den Anbau von Gemüse und Obst genutzt wurde, sondern vor dem Haus, auf dem Hof und auf der Straße. Der Hof war eine festgetretene Fläche, auf der lagerte, was mein Vater für seine An- und Umbauten benötigte: Kübel und Gummiwannen, Werkzeuge für Maurer- und Zimmerarbeiten, Zementsäcke, Stapel von Latten und Brettern, Haufen von Kies und Sand sowie zeitweise der Betonmischer, der geliehen wurde; dazwischen lagen kleine, bauchige Bierflaschen, deren braunes Glas ebenso von Mörtelspritzern übersät war wie das Etikett, auf dem sich, unter einem gebogenen Schriftzug, in einem roten Wappen ein winziges weißes Pferd auf die Hinterbeine stellte. In der Ecke des Hofes, rechts neben der torlosen, von zwei gemauerten Pfeilern markierten Ausfahrt, stand ein alter Birnbaum, dessen Früchte auf dem harten Boden aufplatzten und Unmengen von Wespen anzogen. Obwohl meine Mutter versuchte, so viele Birnen wie möglich zu pflücken, lagen immer etliche da, das helle, rauhe Fruchtfleisch belebt von den schwarzgelben Insekten, die zitternd gebogen mit den Zangen Nahrung suchten. Wenn der Birnbaum in ihr Blickfeld geriet, sagte meine Urgroßmutter manchmal ein paar Zeilen der Ballade von Fontane auf, wie sie auch sonst zahlreiche Anlässe fand, Verse zu rezitieren, die sie in der Volksschule gelernt hatte. Dort, vor dem Haus, spielte ich mit Murmeln, Stöcken, unbrauchbaren Nägeln und Schrauben und in seltenen Fällen mit etwas Sand, dem teuren Baustoff, den ich, wie mein Vater betonte, nur ausnahmsweise

bekommen hatte. Der Sand fühlte sich körnig an, und wie aus winzigen Körnern errichtet sahen die kleinen Wände aus, die ich mit den Händen aus Sand und Wasser baute, wenn ich nicht das Glück hatte, eine vergessene mörtelverkrustete Maurerkelle benutzen zu können. Mein Spielen im Hof setzte sich auf der Straße fort. Im gewölbten Asphalt verlief in der Mitte eine Linie, die wie eine Narbe aussah, weil die Schichtdecke getrennt, in zwei Teilen, verarbeitet worden war. Die Hälfte auf der Seite unseres Hauses war dunkler, so daß ich zum Spielen zwei Felder hatte. Ich ließ von der Mitte gleichzeitig zwei Murmeln nach unten rollen, um zu sehen, welche von beiden gewinnen würde; da die Murmel mal auf der einen, mal auf der anderen Seite schneller den Sandstreifen erreichte, der den Asphalt begrenzte, variierte ich die Ausgangspunkte, bis ich einen Punkt fand, von dem aus beide Murmeln gleichzeitig zum Rand rollten. Kam ein Auto oder ein Fuhrwerk, schaffte ich meine Kleinigkeiten rasch an den Rand, um meine Beschäftigung fortzusetzen, wenn die Straße wieder mir gehörte.

Der Radius meiner Bewegungen wurde nicht durch Regeln bestimmt, sondern durch meine zunehmenden körperlichen Fähigkeiten. Als es mir möglich wurde, durfte ich allein hinab zum Haus meiner Großmutter gehen, und nur die ersten Male blieb meine Mutter vor unserem Hofeingang stehen, um meinen Weg zu überwachen, während von unten meine Großmutter mich erwartete; war ich in der neuen Obhut angekommen, winkten die beiden sich zu, und meine Mutter verschwand im Hof, während ich mit ihrer Mutter den letzten Weg zur Pforte nahm, die um die Ecke lag.

So erweiterten sich meine Kreise, gelegentlich mit Nachbarskindern, später mit Schulfreunden, aber meistens allein. Ging ich von unserem Haus nach rechts, vorbei am Grundstück meiner Großmutter, kam ich, nachdem ich die Post passiert hatte, in die Trift. So hieß die Straße, die in den Norden von Brand führte, ebenso wie die Felder, Äcker und Weiden, in die sie mündete, um sich in ein Netz von Wegen zu verzweigen. Diese bestanden aus den Fahrspuren, die Fuhrwerke und Trecker in den Boden getrieben hatten und zwischen denen Gras wucherte; wo eine Spur zerstört oder aufgeweicht worden war, wurden Steine auf den Boden gekippt, die sich mit der Zeit festfuhren und den Weg wieder tragfähig machten. Dorthin fuhr ich mit meinem gelben Rad, dort trieb ich mich herum, in dieser Landschaft wuchs ich auf. Sie war durchzogen von Buschreihen, die die Feldmark einteilten, an abgelegenen Stellen fanden sich Tümpel, in denen Molche und Frösche lebten. Der Triftweg wurde gekreuzt von dem Bach, der sich, parallel zur Hauptstraße, durch das Land schlängelte, um die Feuchtigkeit aus dem Bruch aufzunehmen, das zwar für die Bodennutzung hinreichend trockengelegt, aber je nach Wetter, vor allem nach einem schneereichen Winter, immer noch bedrohlich von Wasser durchsickert war. Wo die Brücke über den Bruchgraben stand, war einer meiner liebsten Orte. Im Bach konnte ich Stichlinge, Kaulquappen und Rotfedern fangen, deren dichtes Herumirren im Wasser oder glänzendes Zappeln auf dem Trockenen ich lange betrachtete, und mich an der Böschung verstecken, wenn sich jemand näherte. Ich hörte das Rauschen der Eichen, die vereinzelt oder in kleinen Gruppen in der Landschaft

standen, und träumte in das schwere Wolkengeschiebe oder die luftigen Schleier, die vor dem Blau des weiten Himmels trieben. Von Norden hörte ich den an- und abschwellenden Verkehr der Bundesstraße, die in die Kreisstadt führte, und ich zählte die Flugzeuge, die im Tiefflug über das Dorf dröhnten, um den Flughafen der Stadt anzusteuern oder zu fernen Zielen aufzubrechen. Es war ein Höhepunkt, von dem ich lange zehrte, wenn ich eines der Transportflugzeuge sah, die vom nahen Fliegerhorst herüberkamen und aussahen wie fliegende Rechtecke, weil nicht der Rumpf zum Heck führte, sondern von den zwei Propellern jeweils eine Röhre zu einem langen hinteren Flügel. So, mit einem großen Loch in der Mitte, in das ein Stummelrumpf ragte, sahen die Flugzeuge aus, die ich zu malen versuchte. Ich empfand das alles als ein Ganzes, die flache, unscheinbare, dem Auge keinerlei Aufregung bietende Landschaft, das Rauschen der Bäume und des Verkehrs, und nichts störte den Einklang, bis eines Tages Bagger am Bach auftauchten, um ihn zu begradigen. Wo ich mit Kescher und Eimerchen gespielt hatte, griff der Löffel aus Stahl in die Begrenzung des mäandernden Gewässers, um aus ihm eine wie mit dem Lineal gezogene Einkerbung zu machen, in die halbe Betonröhren eingelassen wurden. Ich verstand nicht, warum das Wasser jetzt mehr stand als floß, aber ich mied den neuen Graben und zog weiter zu den Tümpeln, die hinter Stacheldraht lagen, in brackigen Flächen zwischen Birken; hier riß ich mir den Oberschenkel auf, als ich vom schwankenden Zaun abrutschte und mir einer der Stachel vom Knie bis zum Gesäß tief durch das Fleisch fuhr. Meine Mutter erklärte mir, daß das, was mit dem Bach gesche-

hen war, Flurbereinigung genannt wurde, aber auch sie, die alles Moderne lebhaft begrüßte, wußte nicht, welchen Sinn und Zweck diese brutale Neuerung haben sollte. Ich empfand einen Schmerz, wie nur eine große, unbekannte Gewalt ihn zufügen konnte, und er ließ mich anders als die vielen Wunden im Körper, die alle irgendwann verheilten, nicht los und setzte sich fest. Jedesmal wenn ich an den begradigten Bach kam, durchzuckten mich Unwillen und Unmut.

Von unserem Haus ging es links zur Mühle, auf einer minimalen Anhöhe gelegen, die mit dem Auge nicht zu erkennen und beim Hinaufgehen kaum zu spüren war. Dennoch sprachen alle vom Mühlenberg. Die Mühle war nicht mehr in Betrieb und wurde dem Verfall überlassen; meine Großmütter wußten noch, daß dort, vor dem Krieg, das Korn der Bauern aus Brand und den angrenzenden Dörfern gemahlen wurde. Wir spielten gern in dem aufgelassenen Gebäude, auf den verschiedenen Ebenen, durch Treppen und Gestänge verbunden, in einer Staubschicht, die sich dick wie eine zweite Planke auf die Böden gelegt hatte. Südlich der toten Mühle führte der Feldweg weiter ins Moor, das aussah, als würden große grüne und braune Würfel in der Suppe eines Riesen schwimmen; manchmal sahen wir dort den Kiebitzen bei der Aufführung ihrer Torkelflüge zu. Obwohl wir darin geübt waren, Verbote aller Art zu übertreten, hielten wir uns an die Mahnung, nicht ins Moor zu gehen, weil uns die mögliche böse Folge, unrettbar im Sumpf zu versinken und zu ersticken, lebhaft und glaubwürdig vor Augen gestellt worden war – an Erstickung zu sterben galt unter den Erwachsenen, was sie bei passender Gelegenheit

mit drastischen Worten betonten, als eine der schlimmsten Todesarten. Jenseits des Moores zog sich die Autobahn, parallel zur Hauptstraße, von Osten, wo die Stadt mit den Werken von Varta, Conti und VW lag, nach Westen, in das Ruhrgebiet: Je nachdem, aus welcher Richtung der Wind kam, war in Brand ihr sporadisches Rauschen zu hören.

Als sollte die Unauffälligkeit, die völlige Reizlosigkeit der Landschaft dadurch betont werden, fanden sich kaum Zeugnisse der Historie. Der Gutshof, mit dem doppelten Pferdekopf auf dem Giebel, und die Kirche waren die ältesten Gebäude, jedoch, wie ein Gefühl mir sagte, bei weitem nicht so alt wie die Backsteinkirche in der Stadt. Aber mit dem Krieg war die Geschichte in das Dorf eingezogen. Nicht daß es bombardiert worden wäre wie die Stadt, es blieb völlig unbeschädigt. Und während nicht darüber gesprochen wurde, welche Großväter und Väter als Soldaten im Krieg gewesen waren – es sei denn, ihre Versehrungen waren, wie beim einarmigen Postboten, unübersehbar –, waren die Sieger oft Gegenstand des Gesprächs. Nie verließ meine Urgroßmutter, die nicht weiter als bis in die Stadt gereist war, ganz das Erstaunen, wie freundlich und umgänglich die Engländer waren, als sie am Ende des Krieges kampflos in Brand einzogen; ein paar Hitlerjungen, deren Namen sie nannte und die jetzt als Erwachsene unter uns lebten, wollten das Dorf verteidigen, was ihnen der Lehrer jedoch erfolgreich ausredete. Vielleicht, mutmaßte sie, war das Wohlwollen der Engländer darin begründet, daß wir vor nicht langer Zeit einen König gehabt hatten, der auch Herrscher über das Weltreich England gewesen war. Mein Interesse an ihren Geschichten war um so größer, als in

Brand oft englische Soldaten zu sehen waren. Ein besonderes Ereignis, das uns vom Spielen abhielt und stundenlang zuschauen ließ, war es, wenn Panzer, LKW und andere Militärfahrzeuge lange wartend unter den Eichen an der Kreuzung standen, wo ich manchmal auf dem Mäuerchen saß. Wir konnten uns nicht sattsehen an den langen glänzenden Rohren, den Ketten, die um die vielen Räder liefen, und versuchten, so nah wie möglich an die außergewöhnlichen Gefährte heranzukommen, um vielleicht die riesigen Reifen oder die von einem kleinen Gitter geschützten Leuchten anfassen zu können. So gerieten wir in freudige Aufregung, wenn es hieß, daß ein Manöver bevorstünde und die deutschen und englischen Soldaten, die, wie meine Urgroßmutter wußte, in der Heide stationiert waren, ihre Posten in unserem Dorf bezogen. Die Soldaten ragten halb aus den Geschütztürmen heraus oder lehnten an den Fahrerhäuschen und rauchten; sie erweckten den Eindruck, daß ihnen das, was sie taten, Vergnügen bereitere, und ließen zugleich einen lässigen Abstand zu ihrer Arbeit erkennen, der sich uns Kindern gegenüber in Grinsen und spöttischen Bemerkungen äußerte. Weil die Erwachsenen von den englischen Soldaten nur mit Achtung sprachen, wurde mir eine Art neugierige Zuneigung zu denen eingepflanzt, die ich an der Kreuzung bei ihrem Warten beobachtete. Abgesehen von der Schwester meines toten Großvaters, die in die Niederlande geheiratet hatte und einmal im Jahr, aufwendig geschminkt und städtisch elegant gekleidet, mit ihrem Mann, der im *Radio Filharmonisch Orkest* die Querflöte spielte, aus Hilversum zu Besuch kam, waren die englischen Soldaten die ersten Abgesandten eines anderen Landes,

die etwas verkörperten, was als vorzüglicher und auch zivilisierter galt als alles um mich herum. Meine Urgroßmutter erzählte oft, wie erleichtert sie gewesen sei, *Mein Kampf* verbrennen zu können, weil die Tommies endlich kurz vor Brand stünden. Die wenigen anderen Bücher im Haushalt, wie die Bibel, hatte sie bereits im Krieg, als Papierknappheit herrschte, auf dem Plumpsklo zur Reinigung verwendet, wie sie mir, von meinen Fragen unangenehm berührt, knapp berichtete. Während das alles meine Eltern und meine Großmutter nichts anzugehen schien, erzählte mir meine Urgroßmutter auch, daß im übernächsten Dorf der General Scharnhorst geboren worden war, was mich beschäftigte, weil es in der Nähe ein Dorf gab, das genauso hieß. Dies und ihre wiederholte Bemerkung, daß der Dichter Hölty aus unserer Gegend stammte, waren die einzigen Nachrichten, die der lakonischen Landschaft, die ich so liebte, winzige Flecken von Geschichte einscrieben, die sich mit Namen verbanden.

Meine Urgroßmutter und meine Großmutter saßen sich an den beiden Schmalseiten des kleinen Küchentisches gegenüber. Von der Wandbank aus, die unter dem roten Kunststoffbezug so hart gepolstert war, daß es sich wie Holz anfühlte, schaute und hörte ich ihnen zu. Jede der beiden Frauen hatte dieselbe Anordnung von Behältnissen vor sich: Links vor ihr stand auf dem Tisch ein Eimerchen, das über den Rand hinaus mit Birnen gefüllt war; auf dem Schoß, in der von den Beinen aufgespannten Schürze, schien wackelig die Schüssel zu schweben, in welche, zügig Häufchen bildend, die abgetrennten Schalen und herausgeschnittenen

Kernhäuser fielen, und rechts auf dem Tisch nahm eine gründlich gereinigte, ihre Sauberkeit ausstrahlende Schüssel die saftig glänzenden Birnenhälften auf, die eingekocht werden sollten. Die Finger meiner Großmutter waren, wie es sich ihrem Wahlspruch zufolge für eine Schneiderin gehört, feingliedrig und sauber, die meiner Urgroßmutter in den Falten und an den Nägeln von schwarzen Dreckspuren durchzogen, die für Seife und Bürste längst unerreichbar geworden waren; knochig traten die übergroß wirkenden Gelenke hervor. Beide Frauen trugen am vierten Finger der rechten Hand über ihrem Ehering den des verstorbenen Mannes. Während sie am Tisch mit traumwandlerischer Schnelligkeit das Obst vorbereiteten, tunkte meine Mutter am Elektroherd, der seit kurzem den Feuerherd ersetzte und mir gegenüber an der anderen Wand stand, mit einer Zange die Weckgläser und ihre Deckel in kochendes Wasser, um sie nach der Reinigung keimfrei auf frische, ausgebreitete Geschirrtücher zu legen. Ab und an richtete ich mich auf und stieg halb auf den Tisch, um nach den Birnenschalen oder einem Kernhaus zu greifen, auf dem herumzulutschen sich lohnen würde, weil mehr Fruchtfleisch hängengeblieben war als beim Schälen vorgesehen. In der Küche stand dumpf der Wasserdampf und vermischte sich mit dem Obstgeruch zu einer Schwüle, wie sie im Sommer an manchen Tagen voll von Aromen im Garten hing. Meine Mutter war zwar nie willens, mir etwas von dem kostbaren Obst abzuzweigen, das die Frauen zum Vorrat verarbeiteten, aber wenn ich sitzen bliebe und wartete, würde vielleicht eine kleine Portion geschnittene Birnen übrigbleiben, die in kein Weckglas mehr paßte. Die würde meine Mutter

in einem kleinen Topf für mich zubereiten, während in dem großen Einmachkessel das Weckglasensemble vom siedenden Wasser verschlossen und sein Inhalt etwas mürbe gekocht wurde.

Die Szene, an der ich in der Küche teilhatte, wiederholte sich, drinnen oder auf der Terrasse, vom Frühsommer bis in den späten Herbst mit verschiedenem Obst und Gemüse, je nachdem, was es zu ernten gab. Die Äpfel von den Bäumen, die Krone an Krone auf dem Rasen standen, und die Kartoffeln, die den größten Teil der kleinen Ackerfläche im Garten einnahmen, wurden eingelagert. Aber alles andere, die Karotten und die Erbsen, die Bohnen und die Gurken, die Süß- und die Sauerkirschen, die meine Großmutter ebenfalls zum Verkauf erntete oder von den Abholern pflücken ließ, wurden in gemeinsamer Arbeit, an der am Abend manchmal auch meine Tante teilnahm, die als Stenotypistin in einem Büro in der Stadt arbeitete, mit langsamer Routine und unter Schweigen und Gesprächen eingekocht, um uns im Winter mit der Vollständigkeit zu versorgen, die uns während der warmen Monate der Garten gewährte. Ob sie nun zu zweit, zu dritt oder zu viert Birnen oder Kirschen einkochten, Spargel schälten oder Wurzeln, wie die Karotten genannt wurden, schrabbten, Bohnen schnippelten oder Erbsen aus den Schalen pulten – ich war gern dabei, zumal ich kommen und gehen und zuschauen und zuhören konnte, wie ich es wollte. Alle Versuche meiner Mutter, mich bei einfachsten Tätigkeiten wie dem Erbsenpulen zur Hilfe heranzuziehen, wehrten meine Großmütter stets mit der schlichten Aufforderung ab, den Jungen doch zu lassen.

Meine Mutter erzählte gern und viel; auch wenn sie nicht sprach, fühlte ich mich in ihrer Gegenwart von einer Wolke stiller Geschichten umgeben. Insbesondere hatte sie die Angewohnheit, mir, wenn wir durchs Dorf gingen, von den Bewohnern zu erzählen, die sie ausnahmslos persönlich kannte. Sie wußte von jedem Haus, wer darin wohnte, was dort in unserer Zeit und früher geschehen war. Ihre Obsession waren die Todesfälle. In dem Haus gegenüber dem unseren war eine Schulfreundin meiner Mutter, mit der sie schon als Kind im Sand gespielt hatte, an Krebs gestorben. In einem der Siedlungshäuschen, nach dem Krieg an der Straße zum Friedhof erbaut, hatte ein junger Mann seine Mutter, die ihn immer so liebevoll versorgt hatte, in einem heftigen Streit mit einer Pistole erschossen. Hier war einer an der Trunksucht zugrunde gegangen, dort hatte einer gewohnt, den ein Baum bei Fällarbeiten im Wald erschlagen hatte. An der Hauptstraße stand das Elternhaus des Kindes, dessen Leukämie vom Hausarzt nicht erkannt worden war, ein paar Grundstücke weiter war der Hof, auf dem ein Junge das Gleichgewicht verloren hatte, als er über den Zaun klettern wollte: Er war von dem Betonpfeiler in die Spitzen der Eisenpfähle gefallen, von denen drei seinen Oberschenkel durchbohrten, so daß er verblutete. Im Nachbardorf, in dem die schöne Barockkirche stand, war ein Junge meines Alters verschwunden, im Fluß, der sich dahinter durch die Wiesen und Äcker schlängelte, bei Hochwasser ein Mädchen ertrunken. Hier war ein Mann ausgewandert, nach Kanada, weil seine Frau nicht aufhörte, ihn zu betrügen, im großen Neubau an der Hauptstraße war endlich ein Greis gestorben, vor dem alle Angst gehabt hatten.

Meine Mutter erzählte diese Geschichten von Toten und Verschwundenen mit ungespielter Beiläufigkeit, wenn wir beide, ich an ihrer Hand, durch das Dorf gingen oder auf dem Friedhof waren oder sie mit ihrer Mutter und der Großmutter am Küchentisch saß, wo ich den Frauen bei ihren Arbeiten zusah. Sie erzählte nüchtern, wie sie auch vom Haushalt oder vom Garten sprach, und allenfalls mündeten ihre Geschichten in strenge Mahnungen, auf keinen Fall über Metallzäune mit Spitzen zu klettern oder bei Hochwasser am Fluß zu spielen. Ihre milde, unaufgeregte Erzählweise bewirkte, daß ihre Geschichten keine Angst oder Furcht auslösten – eher, wie beim Hören eines Märchens, etwas wie Staunen oder Befremden. All das kann vorkommen – das war die Geste, mit der sie in sachlichem Ton von Unfällen und Betrügereien, von Krankheiten und Streitereien, ja von Mord in unserem Dorf berichtete. Ihre Schilderungen führten dazu, daß all die Häuser und Orte, von denen sie erzählte, für mich doppelt bevölkert waren: von den Lebenden, deren meiste ich kannte und denen ich schweigend zusah und zuhörte, wenn sie mit meiner Mutter auf der Straße klönten, und von den erwartet oder unerwartet Verstorbenen und plötzlich Verschwundenen, die mit jenen unter einem Dach gelebt hatten. Meine Mutter sprach von ihnen, als wären sie einfach weitergezogen – auf den Friedhof oder anderswohin.

Einmal sah ich einen kleinen Jungen, den ich gekannt und von dem meine Mutter mir erzählt hatte, daß er vor kurzem an einem Herzfehler verstorben sei. Wir hatten auf einem Acker das trockene Kartoffelkraut, das nach der Ernte liegen geblieben war, zu einem großen Haufen

zusammengeklaubt. Jetzt war endlich die Dämmerung hereingebrochen, und einer der Erwachsenen schob das feine, knisternde Gestrüpp dicht zusammen, um es mit einem Feuerzeug anzuzünden. Ich wußte, daß ich jetzt gut hinschauen mußte, denn das Kraut würde wie Zunder brennen, rasch lodernd aufflackern und Flamme und Schein nur für ein paar Augenblicke halten können, um viel zu schnell zu glimmenden Resten und stiebender Asche zusammenzusacken. Während ich mich konzentrierte, um nichts von dem geliebten Spektakel zu verpassen, sah ich durch das Feuer, auf seiner anderen Seite, zwischen zwei Erwachsenen das Kind stehen. Es trug eine Hose mit Bügelfalten, die exakt dort auf die hellbraunen Halbschuhe aus Wildleder fielen, wo die Senkel gebunden waren; und unter dem dunklen Blazer, der mit zwei goldenen Knöpfen geschlossen war und auf dessen linker Seite in einem Wappen ein ebenfalls goldener Löwe glänzte, war ein weißes Hemd zu sehen, der geschlossene Kragen von einer schmalen, hart aussehenden Fliege geziert, deren Hälften mich an Wäscheklammern denken ließen. In der linken Hand hielt er ein Hühnerei, von dem ich wußte, daß es roh war, in der rechten eine Fasanenfeder, die in mir die Befürchtung auslöste, sie könnte Feuer fangen, wenn er nicht aufpaßte. Das scheitellose, weißblonde Haar in einer Linie über den beiden etwas zu weit auseinanderstehenden Augen schief abgeschnitten, streckte er mir das Köpfchen mit der auffallend ovalen unteren Gesichtshälfte entgegen, und zusammen mit dieser Bewegung ergaben der leicht geöffnete Mund und die mich freundlich anblickenden Augen ein Bild ungetrübt freudiger, reiner Erwartung.

Viel lieber als das Schützenfest mochte ich das Erntefest, weil die Tage im Herbst kürzer waren und die sich verdichtende Dunkelheit den Festplatz leuchten ließ, wenn ich am späten Nachmittag, vor dem Abendbrot, noch einmal hingehen durfte. Von weitem sahen die rechteckigen Öffnungen der Buden, der sich drehende Fahrraum des Karussells und die offene Halle des Autoscooters aus wie Nester von Orange, Gelb und Rot, flackernde Gluten, denen die von innen beleuchteten Fenster des angrenzenden roten Bauernhauses stumpf und gleichgültig zusahen, während die ruhelosen Schatten der Bäume und Büsche, die sich aus der Dämmerung abzeichneten, nicht wußten, ob sie löschen oder anfachen sollten, was sie tanzend umarmten. Die Kinder und Jugendlichen, die um diese Zeit – vor dem Tanz im Festzelt am Abend, der den Erwachsenen vorbehalten war – auf den spärlich besuchten Platz kamen, schienen fast zu fallen, so eilig hatten sie es, einzeln oder in Gruppen zu den Lustbarkeiten, wie meine Urgroßmutter es nannte, der aufgebauten Gastwelt zu kommen, daß es manchmal aussah, als würden sie kippend abheben, um dann vorwärts drängend aus der Schwebe zu stürzen, ihre flatternden Schatten hinter sich herziehend, die von dem Lichtspektakel geworfen wurden, das sie anzog. Anders als das Schützenfest im Frühsommer begann das Erntefest mit einem Bild von sich selbst, das schöner anzusehen war als das Krippenspiel in der Kirche oder die Schwarzweißfilme, die zu Beginn der Sommerferien im Saal des Gasthauses gezeigt wurden. Gleich würde man selbst eintauchen können in das, was mit

aufblitzenden Erinnerungen verheißungsvoll vor Augen lag, würde Teil der noch schütterten Menge der Festgäste werden, von denen die meisten weiße Blusen oder Hemden trugen und einige hier und da einen mit Gas gefüllten Luftballon mitzogen, der über den Köpfen ruckte und wackelte, gleich würde man, aus den festgetretenen Bahnen des Alltags und des Dorfes entlassen, über den Festplatz streifen können und sich zwischen den bunt blinkenden Fahrwerken und den zu Buden aufgeklappten Wagen umsehen, würde einmal um das Kinderkarussell herumgehen, um zu prüfen, ob es ein neues Fahrzeug gäbe, würde, knapp Kenntnis nehmend, am Dosenwerfen, am Bratwurststand, an Zuckerwatte und gebrannten Mandeln vorbeigehen, um schließlich vor dem einzigen Ziel des wochenlangen Wartens stehenzubleiben: der Schießbude. In der Mitte ihres flachen Metaldaches wehte an einer Stange, was es sonst nicht im Dorf zu sehen gab, eine weiße Fahne, in der ein knallroter Adler in einem Wappen stand. Die Flügel waren ausgeklappt, die Beine starr ausgestreckt, und eine lange spitze Zunge sprang aus dem Schnabel, als müßte er sich übergeben. Der Kopf blickte, gewaltsam hingedrückt, nach links. Wie das große, an den Rändern zerrissene Stück Stoff sich im Wind hob und senkte und knatternd verwickelte, so drehten sich gespannte Vorfreude und herzklopfende Bangigkeit ineinander und waren nicht zu unterscheiden, als ich vor der Bude stand.

In den vergangenen Wochen hatte ich alles Taschengeld gespart und von meiner Urgroßmutter, die aus mir nicht verständlichen Gründen etwas mehr Rente erhielt als meine Großmutter, einen Fünfmarschein bekommen – mit dem

Hinweis, ich solle nicht alles am ersten Tag ausgeben, weil es sicher keinen Nachschlag gäbe, wenn ich später bettelnd ankäme. Den grünen Schein hatte ich auf dem Küchentisch ausgebreitet und mit dem Rand einer Untertasse platt gestrichen, nachdem ich die Ecken geradegebogen und die Risse an den Rändern zurück in ihre Form gebracht hatte. Der Schein zeigte eine Frau, von der ich verstand, daß sie jung aussehen sollte, die aber alt war und aus einer lange vergangenen Zeit stammte. Weil meine Mutter die Waschmaschine nicht einräumte, ohne dabei zu erklären, wie froh sie sei, daß der alte, mit Feuer zu heizende Waschkessel endlich hatte abgeschafft werden können, und weil sie keine Gelegenheit ausließ, mich ungefragt und energisch darauf hinzuweisen, daß sie alles Neue und Moderne bevorzugte – ihre zweite wichtige Instanz neben dem Normalen –, fragte ich sie, die mit dem Rücken zu mir das Geschirr vom Mittagessen abwusch, warum auf dem Fünfmarschein eine Frau gezeigt würde, die in einer so lange vergangenen Zeit gelebt habe. Woher sie so etwas denn wissen solle, hatte sie gemeint, ohne sich umzudrehen, ich solle meinen Vater fragen.

Den zu einem kleinen Rechteck gefalteten und gepreßten Schein fühlte ich zwischen den Fingern wie die Münzen, wenn ich in meine Hosentasche griff. Auf der mit blauem Samt ausgeschlagenen Theke der Bude lagen quer die Gewehre. Ich ließ meinen Blick über die kleinen Trophäen schweifen, die in weißen Plastikröhren steckten und von denen ich wußte, daß sie billig waren, die aber feinste, heiße Nadelstiche von Faszination auslösten, weil es sie im Dorf nicht zu kaufen gab: Plastikrosen, Pfauenfedern, Schlüssel-

anhänger, an denen Herzen baumelten oder die Symbole von VW oder Conti. Niemand, so wußte ich, würde auf die langweiligen kleinen Schraubenzieher zielen. Und sehr selten würde es vorkommen, daß einer der alten Schützen, in grüner Uniform und mit verklebtem grauen Haar, käme und, weil er betrunken war, bereit wäre, genug Geld auszugeben, um zügig ladend und zielend, mit abwesender Ruhe und ohne einmal daneben zu treffen, Schuß für Schuß die fünf oder sechs übereinandergesteckten Plastikröhrchen platzen und splittern zu lassen, für deren völliges Zerschmettern er sich als Lohn verlegen eines der großen Stofftiere aussuchen würde, die von der Decke des Wagens baumelten. Ich stellte mich an den linken Rand der Bude, wo Kabel lagen und, ein paar Schritte in die Wiese hinein, die Dunkelheit der unbeleuchteten Wohnwagen begann. Ich würde zuschauen, nicht schießen. Nicht daß mir das verboten worden wäre. Es war einfach so, daß ich zu klein und schwach war, um das Luftgewehr ohne weites, nicht zu kontrollierendes Schwanken des Laufs zu halten – ganz zu schweigen davon, daß ich es nicht vermocht hätte, die Waffe nach einem Schuß auf den Kolben zu stellen, sie mit der einen Hand zu stützen und mit der anderen das Gewehr neu zu laden. Da uns Kindern zunächst, bis sich Gefahren oder Übertretungen zeigten, alles erlaubt wurde, was unser körperliches Wachstum an Spielraum neu eröffnete, genügte meiner Mutter im Umkehrschluß meine Unfähigkeit, ein Luftgewehr bedienen zu können, um anzunehmen, daß ich mein Geld nicht an der Schießbude ausgeben würde. Das ersparte mir unangenehme Gespräche, denn sie verpönte das Schießen; ihrer Ansicht nach sorgte der Zufall stärker

als das Können für die fragwürdigen Ergebnisse, weil die Budenleute, so ihre entschiedene Meinung, ihre Gewehre ohnehin alle frisiert hätten. So stand ich am Rand, um anderen beim Schießen zuzuschauen, aber es war nicht viel los. Sich laut unterhaltend, kam ein Grüppchen heran, aus dem ein Junge sich tänzelnd löste. Er trat an die Theke und legte mit zur Schau gestellter Lässigkeit, ohne den Mann in der Bude anzusehen, eine Mark auf die Theke, um die zehn Kugeln, die er dafür bekam, viel zu schnell und hektisch zu verschießen. Nachdem der Schießbudenmann die Plastikrose hinübergereicht hatte, schob er sich mit dem linken Oberschenkel wieder auf den Samt, auf dem die Gewehre lagen. Er saß mir schräg gegenüber in der Ecke des Wagens. Das lange Gesicht war hager und faltig, die pechschwarzen Haare über der freien Stirn mit Öl nach hinten gelegt, wo sie sich im Nacken aufkringelten. Er rauchte und ließ seinen nach innen gerichteten Blick durch eine Gegend schweifen, die nichts mit dem schütter gefüllten und wenig Geschäft versprechenden Platz vor seiner Bude und nichts mit dem Dorf zu tun hatte, in dem er sich an diesem Wochenende befand.

Na, Kleiner, würdest du auch gerne mal?

Ich drehte mich um. Rechts hinter mir stand ein Mann. Er war älter als mein Vater und jünger als mein Großvater, schoß mir durch den Kopf, als ich zu seinem breiten Gesicht aufblickte. Der schmale, kaum die Lippen zeigende Mund, die markant gekrümmte Nase, die irgendwie ratlos blickenden Augen – all das wirkte überdimensioniert und lag in einer faltenlosen, massig wirkenden Fläche, die durch die Glatze auf dem Schädel vergrößert wurde und aussah, als wäre sie etwas zu weit für das Gesicht geraten. Dessen

untere Hälfte war mit Stoppeln übersät, die am Kinn sichtbarer wurden. Es war in der Mitte gespalten, die Hälften hingen in Form von zwei kleinen Säckchen (die im Licht einen scharfen Schatten warfen) auf den fleischigen Hals hinab, der sich etwas hervorpreßte, als der Mann den Kopf zu mir herunterbeugte. Ich blickte in Augen, die zwischen den auffallend großen Ober- und Unterlidern etwas hervorstanden und sehr müde, sehr traurig wirkten. Der Mann war angezogen wie einer aus der Stadt. Er trug, was meine Mutter einen Zweireiher nannte, mit großem Revers, dessen unterer Teil in eine lange, steife Spitze auslief, und die Krawatte war von feinen Querrillen durchzogen. Ich hatte den Mann noch nie gesehen.

Oder darfst du nicht?

Der Mann legte seine Hände auf die Oberschenkel und sah mich, die Knie leicht gebeugt, fragend an.

Ich fühlte mich ertappt. Weder der Schießbudenmann noch die, die zum Schießen kamen, noch diejenigen Festgäste, die wußten, wohin ich gehörte, hatten mich beachtet. Mein Vater würde erst am Abend auftauchen.

Weißt du, mein Vater hatte ein Gewehr, nicht wie diese Dinger hier, nein, Kleinkaliber, damit schoß er die Stare, wenn sie kamen und sich die reifen Kirschen holen wollten, und dann hängte er einen toten an den Füßen in den Baum, zur Abschreckung für die Viecher. Es war mein größter Wunsch, auch mal zu schießen, aber ich durfte nicht. Ich schätze, ich war so alt wie du.

Während er erzählte, sah ich dem Mann ins Gesicht, das nah und riesig auf meiner Höhe zu mir sprach. Die Traurigkeit in seinen Augen ließ ihn freundlich aussehen.

Sie blieb wie ein Dunst um ihn hängen, als er wieder aufstand.

Oder möchtest du lieber was Süßes oder einen Luftballon?

Ich darf von Fremden nichts nehmen.

Aber schießen ginge, was?

Ich schwieg, während er mich aufmunternd ansah.

Ich bin zu klein dafür.

Zu klein für was? Wenn ich deine Hände sehe, hast du genug Kraft, um den Abzug zu drücken.

Ich kann das Gewehr nicht halten.

Du kannst was nicht?, fragte er mit gespielterm Erstaunen.

Der Lauf eiert herum, wenn ich zielen will.

Der Mann stand auf und blickte hinüber zum Schießbudenmann, der noch auf der Theke saß.

Otto, hast du gehört, was der Junge sagt? Der Lauf eiert herum. Wenn es nur das ist, mein Lieber, das kriegen wir hin. Otto, holst du mal eines von deinen Sandsäckchen? Und bring am besten gleich eine Bierkiste mit.

Der Schießbudenmann war mit seinen Blicken jetzt wieder ganz bei seinem Geschäft. Er musterte abwechselnd den Anzugmann und mich. Dann rutschte er von der Theke, öffnete die Tür, die in der Wagenwand war, und verschwand auf der Rückseite. Es dauerte nicht lange, bis er wieder hereintrat, in der einen Hand einen kleinen Sack, der schlaff herabhing; mit der anderen hob er eine leere Kiste Herrenhäuser zu dem Anzugmann hinüber.

Sollst sehen, Junge, wie gut das klappen wird.

Der Mann mit den traurigen Augen stellte den Bierkasten, mit der geriffelten Bodenfläche nach oben, neben

mir dicht vor die Theke. Dann legte er das Säckchen auf den Samt. Mir gefiel, wie das helle Braun und das dunkle Samtblau zusammenpaßten.

Und jetzt schauen wir uns das an.

Der Schießbudenmann griff ein Gewehr, lud eine Kugel und drückte es mit dem vorderen Teil des Schaftes so fest auf den Sand, daß es aufrecht in der Wölbung lag, mit dem Lauf in der Luft. Der Kolben stand halb über den Rand des Samtes hinaus.

Na, meinte der Anzugmann, probier mal. Du weißt doch, wie das geht?

Ja, das wußte ich. Unzählige Male hatte ich gesehen, wie jemand zu Hause im Garten, auf einem Hof oder an der Schießbude mit einem Luftgewehr geschossen hatte. Ich wußte auch, wie sich das Holz und das Metall anfühlen würden, glatt und kühl und ungefährlich. Immer wenn jemand schoß, staunte ich darüber, wie die Waffe, mit der man etwas töten konnte, so gebaut war, daß für den Schützen keine Gefahr von ihr ausging. Es hörte nicht auf, mich zu überraschen, daß die Kugel vorne herausschoß und nicht im Gewehr explodierte oder in Gegenrichtung Fahrt aufnahm, um den Kopf des Schützen zu zerschmettern. Wer schoß, wirkte seiner selbst sicher und zufrieden, wenn er getroffen hatte. Dem Treffer folgte ein kaum merkliches, nach innen gekehrtes Nicken. Das sah ich gerne.

Trau dich, Otto und ich passen auf und helfen dir. Aber du schaffst das schon.

Ich trat an die Theke und stellte mich vor das Gewehr. Meine Schultern ragten etwas über die Kante des ausgeklappten Brettes, ich konnte meine Arme bequem neben

das Gewehr legen. Als ich mit der linken Hand zum Schaft griff, fühlte sie sich hilflos an, denn ich brauchte sie nicht, weil das Gewehr fest auf dem Säckchen lag. Mit der rechten griff ich in den Abzug. Die eine Hand genügte, um das Gewehr in seiner weichen Mulde so zu drehen, daß ich mir ein Ziel aussuchen konnte. Aber in Frage kam nur die unterste Reihe der Plastikröhrchen, weil der auf dem Samt liegende Kolben die Bewegung blockierte, wenn ich die Waffe auf höhere Reihen richten wollte. Ich nahm mir vor, auf eine Pfauenfeder zu zielen. Aufgerissen starrte mich ihr blaues Auge an.

Und? Fühlt sich das gut an? Du kannst loslegen, es gibt keinen Rückstoß. Sehr komfortabel. Weißt du, was komfortabel ist?

Ja, meine Mutter sagt oft, wie komfortabel alles für sie geworden ist.

Siehste. Das ist es, worum sich jetzt alles dreht. Du kannst loslegen.

Weil ich dachte, das müsse so sein, wenn ich richtig schießen wollte, legte ich die linke Hand an den Schaft. Sie verstärkte den leichten Druck, den ich dem Gewehr zum Zielen mit der Hand gab, die am Abzug lag. Ich versuchte, das kleine Dreieck, das vorne auf dem Gewehr stand, in die passende Gegenform über dem Lauf zu bringen. Die Zeit, die ich zum Zielen brauchte, kam mir endlos vor. Das Gewehr lag ruhig. Ich drückte ab.

Das Plastikröhrchen, auf das ich gezielt hatte, glänzte hell und heil an seinem Platz.

Na, das war nichts. Auge, Kimme, Korn und Schwein müssen eine Linie sein. Versuch es noch mal.

Der Mann klang anders, in seine Stimme war eine metallische Färbung geraten. Er nahm die Waffe, lud erneut eine Kugel und drückte den Schaft auf das Säckchen. Ich fragte mich, woher die Veränderung im Ton kam, und merkte, wie ich unsicher wurde. Ich versuchte, mich, wie mein Vater es in solchen Situationen forderte, zusammenzureißen und mir die Zeit zu lassen, die es brauchen würde, um alles in eine Linie zu bringen. Angespannt richtete ich den Lauf auf das Ziel. Aber meine Hand war so fahrig, daß er zitterte, obwohl das Gewehr mit ganzem Gewicht auflag. Ich wußte, ich würde nicht treffen, drückte, wie ich spürte, zu früh ab und sah das weiße Röhrchen unversehrt.

Ich schämte mich und sagte nichts.

Schießt du zum ersten Mal?

Ich dachte daran, wie oft ich gerne geschossen hätte und wie oft die Erwachsenen das nicht zugelassen hatten. Aber ich sagte nichts. Mit einem Mal spürte ich, wie unpassend der Mann angezogen war.

Du machst das schon ganz ordentlich. So dachte ich mir das. Wir haben nicht mal die Kiste gebraucht. Aber ich sehe, Kleiner, heute wird das nichts mehr. Du bist zu aufgeregt. Das kriegt man so schnell nicht weg.

Ich sah den Mann an. Es war mir peinlich, etwas falsch gemacht zu haben, als hätte ich eine Aufgabe nicht lösen können, die er mir zugetraut hatte. Wie in der Schule, wenn die Lehrerin mich bloßstellte, indem sie sagte, das hätte sie von mir nicht erwartet, nachdem ich eine Antwort nicht gewußt hatte. Ich fühlte mich entblößt. Der Mann stellte sich neben mich, mit dem Rücken zur Bude, und sah auf den Platz.

Ich denke, wir lassen das heute. Ich habe nicht ewig Zeit. Otto, gib dem Jungen die Pfauenfeder.

Der Schießbudenmann trat auf die Rückwand zu, zog die Feder, auf die ich gezielt hatte, aus dem Röhrchen und gab sie mir. Ich hätte sie am liebsten nicht genommen, fürchtete aber die Härte in der Stimme. Die Pfauenfeder fühlte sich wertlos an, ohne die Bedeutung, auf die ich vor dem Schießen so innig gehofft hatte.

Der Mann blickte zu mir herab. Die traurigen Augen waren von schwarzen Rändern umgeben. Er sah unheimlich aus. Etwas war beendet. Ich mochte nicht länger an der Bude stehen und wollte gehen, wußte aber nicht, ob ich die Erlaubnis dazu hatte. Wie in den Boden gerammt stand ich vor dem Mann.

Na, jetzt verschwinde, Kleiner. Du bist nicht verkehrt.

Ohne etwas zu sagen, ging ich davon und versuchte so schnell wie möglich auf dem Platz, der sich etwas gefüllt hatte, für die beiden Männer unsichtbar zu werden. Sobald ich annahm, daß sie mich nicht mehr sehen konnten, ließ ich die Feder fallen. Dann ging ich zwischen zwei Wagen hindurch in die Dunkelheit und weiter hinter die Wohnwagen, knöpfte die Hose auf und war erleichtert, endlich pinkeln zu können. Ich hatte nicht gemerkt, wie sehr meine volle Blase schmerzte. Als ich fertig war, wußte ich nicht, wohin ich gehen sollte.

An der Kreuzung stand schräg ein Mäuerchen, bedeckt von einer rauen Platte, in der winzige Steinchen steckten. Es verband den Maschendrahtzaun am Grundstück meiner Großmutter mit dem Jägerzaun, der es an der Hauptstraße

eingrenzte. Ich saß gerne auf dem Mäuerchen, wenn ich nicht wußte, was ich sonst tun sollte, oder niemanden zum Spielen fand. Rutschte ich nach links und drehte mich etwas um, sah ich in das Dorf, und vom rechten Rand aus konnte ich hinauf zu unserem Haus blicken, wo an der Einfahrt zum Hof die Äste des Birnbaums wie in die Schultern hochgezogene Arme aussahen. Mir gegenüber ging es, zwischen Eichen hindurch, in die Trift; und ich konnte weit die Hauptstraße entlangschauen, die aus dem östlichen Nachbardorf herkam. Wenn ich an dieses Dorf dachte, kam es mir geringer, unbedeutender vor als das unsrige, weil es keine Kirche und keinen Einkaufsladen hatte.

Ich mochte den Überblick, und ich mochte das Wissen, daß hinter mir ein Dickicht war. Meine Großmutter, die ihren Garten für den Anbau von Obst und Gemüse nutzte, hatte an dieser Stelle, neben dem Haus, Gebüsch und Bäume wuchern lassen. Sie waren so verwachsen, daß Erwachsene nicht hindurchkamen, aber wir Kinder konnten uns gebückt an den Stämmen entlangschlängeln, unter einem undurchdringlichen Dach. Ich wußte hier, mitten im Dorf, einen Ort im Rücken, den ich kannte, andere aber nicht. Die Hände hatte ich, mit den Flächen nach unten, zwischen Oberschenkel und Mauer gesteckt und ließ die Beine baumeln. Meine Beschäftigung war, zu warten, was auf der Kreuzung passieren würde. Ich träumte davon, einmal zu beobachten, wie zwei Autos ineinanderfuhren.

Aus Richtung des Dorfes ohne Kirche kam ein Auto herangefahren, sehr langsam, und blieb ab und an stehen. Dann fuhr es, ohne noch einmal zu halten, auf die Kreuzung zu. Es war ein teures Auto, wie es im Dorf niemand

besaß. Es hielt mir gegenüber, unter den Eichen vor dem Bauernhof. Ich betrachtete den Wagen. Nach einer Weile sah es aus, als wäre er schon lange dort geparkt und sei leer. Ich war stolz, ein so teures Auto in Ruhe anschauen zu können, einen Opel; das Hinterrad war etwas vom Kotflügel verdeckt. Die Fahrertür wurde aufgestoßen, ein Mann stieg aus. Es war der Anzugmann vom Erntefest. Er schaute sich um, dann winkte er zu mir herüber. Ich winkte zurück. Er öffnete die hintere Tür, griff hinein und hielt, als er wieder vor dem Wagen stand, eine Schachtel in beiden Händen. Nachdem er die Tür mit der Hüfte zugedrückt hatte, kam er quer über die Kreuzung zu mir herüber. Ich sah ihm neugierig entgegen.

Die Schachtel war ein Schuhkarton. In den Deckel und die Seitenwände waren kleine Löcher gedrückt. Etwas schabte und rieb innen flatternd an der Pappe. Dann war es wieder still. Ich kannte das Geräusch. Der Mann stellte den kleinen Käfig neben mir auf die Mauer.

Möchtest du mal hineinsehen?

Ich nickte. Der Mann schob den Deckel zur Hälfte von der Schachtel und hielt seine Hand über die Öffnung. Als er sie etwas hob, beugte ich mich hinüber und sah einen Spatz auf dem Boden hocken; seine Flügel hingen halb geöffnet herab. Er hatte das Alter, in dem er schon fliegen konnte, sich aber noch füttern ließ, mit vorgestrecktem, offenem Schnabel und flatternden Flügeln aufgereggt bettelnd. Wenn sie so klein waren, ließen sie sich leicht fangen. Manchmal saß einer verloren am Boden, und wenn man sich ihm ruhig und geschickt näherte, gelang es, einen Kescher über ihn zu stülpen, bevor er abheben konnte, um ungelenkt, in einem

merkwürdig steifen Flug, in einem Gebüsch zu landen oder an einer Hauswand emporzuflattern. Ich hatte oft einen erwisch und in eine Schuhschachtel gesperrt wie diese.

Die Ränder um die Augen des Mannes waren heller als in der Dämmerung. Er betrachtete abwechselnd den kleinen Spatz und mich, wie ich das Schauen, Picken und Flattern des Vogels beobachtete, der sich unter der großen Hand vergeblich mühte, aus dem Karton zu entkommen, und nach jedem Versuch in Erschöpfung und Stille zurücksank. Ich war überrascht, zu merken, daß es mich freute, den Mann wiederzusehen. Er sah nicht mehr so unheimlich aus und noch müder; etwas wie Ängstlichkeit oder Sorge lag in seinem Blick. Er schien froh zu sein, vor mir an der Mauer stehen zu können. Ich wunderte mich, warum er das tat. Hatte er keine Arbeit? Ich kannte nur Erwachsene, die keine Zeit hatten, die immerfort mit etwas beschäftigt waren, im Haus, im Garten, im Stall, in der Werkstatt oder auf einer Baustelle. Und die anderen Leute sprachen davon, zur Arbeit zu gehen – in die Stadt, in mir unbekannte, rätselhaft Gebäude, die es im Dorf nicht gab, Fabriken und Büros. Das sagten sie mit einer Betonung, die in mir die Vorstellung hervorrief, sie gingen auch zur Arbeit, wenn sie schon arbeiteten, und gingen arbeitend dauernd herum, immer der Arbeit nach, und taten das immer schneller, weil die Arbeit ihnen entkam, wenn sie sich ihr nähern wollten. Ich spürte, daß der Mann, der vor mir stand, von der Arbeit, die unser Dorf beherrschte, abgesondert war, sie ging ihn nichts an. Das gefiel mir. Sein Wagen auf der anderen Seite der Kreuzung bewies, daß er aus einer anderen Welt kam. Ich betrachtete wieder die Rillen der Krawatte und die

lange, fest aufliegende Spitze des Anzugkragens und überlegte, ob sie jemals unpassend nach vorn knicken würde. Ich spürte, daß der Mann etwas von mir wollte, ohne zu wissen, was das sein könnte, und schob eine Ahnung in das Dunkel zurück, aus dem hervor sie sich kurz bedrohlich zeigte wie eine Ratte, die unsichtbar raschelnd im Misthaufen wühlt. Der Mann schob den Deckel zurück über die Schachtel, das Flattern verstummte.

Er rückte sie zu mir herüber, bis sie fast mein Bein berührte.

Du kannst sie haben. Ich schenke ihn dir.

Der Mann lehnte sich an die Mauer, so daß der Schuhkarton zwischen uns stand. Er zog eine Packung Zigaretten aus der Jackentasche, fingerte eine heraus und holte aus der anderen Tasche ein Feuerzeug. Es sah aus wie ein kleiner Zylinder. Er nahm die Kappe ab, klemmte sie sich zwischen die zwei letzten Finger der linken Hand, die die Zigarette hielt, und zündete die Spitze an. Es war eine Roth-Händle, wie manche Männer im Dorf sie rauchten. Der Mann inhalierte tief und lange und sah in die Richtung, aus der er gekommen war. Ab und an kniff er die Augen zusammen und wölbte die geschlossenen Lippen ein wenig vor, wie zu einem Kuß in die Luft. Schließlich schnippte er den Stummel in den Sand, wo er zwischen Löwenzahn verglühte und feinen Rauch aufsteigen ließ. Es war windstill. Der Mann schien mit etwas beschäftigt zu sein.

Mach's gut, Kleiner. Vielleicht sehen wir uns mal wieder. Viel Spaß mit dem Piepmatz.

Er ging zurück zu seinem Wagen. Ohne sich dabei umzusehen, wedelte er mit einer Hand über dem Kopf. Ent-

täuscht sah ich, wie das Auto wendete und langsam, wie es gekommen war, zurück in das Dorf ohne Kirche und Einkaufsladen fuhr. Noch lange blieb ich auf meinem Posten sitzen und hörte, wie sich in der Schachtel das panische Schlagen und Schaben und eine sprechende Stille ablösten, Klänge, die sich zu ergänzen schienen.

5

In Brand gab es zwei Arten von Wohnhäusern, die vor dem Krieg und die nach dem Krieg gebauten. Die alten waren, wie die Bauernhäuser, stattliche, lange Gebäude aus roten Ziegelsteinen, die unter dem First, zwischen den Stockwerken und über den Fenstern verkantet oder gerade aus der verfugten Fläche herausragten, um geometrische Muster zu bilden; an der Eingangsfront befand sich ein Tor, das in die scheunenartige Diele führte, von der aus man in Küche, Waschküche, Wohn- und Schlafzimmer sowie Kammern gehen konnte. Die neueren wurden von den Alten im Dorf Häuschen genannt. Sie hatten einen quadratischen Grundriß, waren klein, kompakt und glatt verputzt; ein schmaler, niedriger Anbau an der Rückseite wurde als Waschküche oder Stall genutzt. Dieser Raum diente in dem Haus, in dem der Postbeamte wohnte, als seine Geschäftsstelle; der Postschalter war vom Vorraum durch einen Treisen abgetrennt, über dem sich eine Glasfront erhob. Der Postbeamte hatte nur einen Arm, den anderen hatte er in Rußland verloren. Wenn ich Briefe zur Post brachte oder in Vorfreude die Marken mit Fuchs und Hase erwartete, die

er gleich in die schwarze, wannenartige Durchreiche unter dem Glas legen würde, sah ich mit verstohlenen Blicken, wie seine neue Hand aus steifem, rostbraunem Leder aus dem Ärmel ragte. Ich mußte meine Mutter fragen, warum es in der Post so eigenartig roch, weil wir Bohnerwachs zu Hause nicht verwendeten und in der Schule der Geruch ähnlich, aber frischer war, wie mit Zitrone verfeinert. Sie konnte mir aber nicht erklären, warum der Postschalter Postschalter hieß.

Nur wenige Wohnhäuser hoben sich, sobald ich ihre Andersheit wahrnehmen konnte, von dem gewohnten architektonischen Zweierlei bedeutsam und die Neugier weckend ab. Das größte Wohnhaus war eine Villa, die nordwestlich außerhalb des Dorfes lag, an dem Feldweg, der vor den ersten Häusern von der Hauptstraße abzweigt. Gleich von welcher Seite ich kam, ich mußte ein Stück aus dem Dorf hinausradeln, um mein Ziel zu erreichen, das durch seine Lage und seine Architektur eine Ausnahme bildete. Stand ich davor, sah es aus, als würde links davon der Wald beginnen, so dicht und hoch standen die Bäume, und rechter Hand lag die grün leuchtende Wiese, an der ich vorbeigekommen war; dort weideten Pferde, die sich bei Regen an ihrem Unterstand sammelndrängten. Das Grundstück war von glatten, eng stehenden Metallstangen, auf denen ein Zackenband verlief, unüberwindbar eingezäunt; den unschönen Kontrast zu dieser Umgrenzung bildete ein doppelflügeliges Tor aus weißen Holzlatten, die sich jeweils zur Mitte erhöhten; es ließ sich elektrisch öffnen und schließen. Die im Erdgeschoß durchlaufenden Räume brachen im rechten Winkel; im kleineren, nach vorn

zum Weg zeigenden Schenkel lagen ein Gesellschaftsraum, in dem der Besucher vom Flur durch die offene Schiebetür einen Holzschrank sehen konnte, der hinter Glas alte Bücher zeigte, und Teile eines Flügels, und gegenüberliegend die Tür zum Speisezimmer. Es war immer verschlossen und in meiner Phantasie zu einem übergroßen leeren Wartesaal geworden. Ich wartete hoffend darauf, daß ich den Raum einmal von innen sehen würde, in dessen Mitte ich mir eine lange Tafel vorstellte, zum Schutz des Holzes mit rotem Tuch bespannt, von schweren, mit Leder überzogenen Stühlen umringt, an den Wänden hohe Bilder, golden eingerahmt. Über diesen Räumen erstreckten sich, im Dachgeschoß, die Kinderzimmer und das Zimmer des Kindermädchens.

Der Junge, der in diesem Haus lebte, war in der Mitte des Schuljahres in unsere Klasse gekommen. Er war von zarter Erscheinung, zurückhaltend und trug eine lange Hose und ein weißes Hemd; sein Deutsch hatte den leichten Akzent, den ich vom Mann meiner Großtante aus Hilversum kannte, und es hieß, daß er außerdem noch Holländisch und Englisch sprechen könne und Judo lerne. Jede Einladung, mit uns Jungen zu boken oder durch das Dorf zu ziehen, wies er verlegen zurück. Ich weiß nicht mehr, wie es mir gelang, ihn auf mich aufmerksam zu machen, aber für kurze Zeit waren wir befreundet. Meine Mutter meinte, die Eltern des Neulings, die weder in die Kirche noch in einen Gasthof, noch im Dorf einkaufen gingen, ja, die man überhaupt nie zu Fuß oder mit dem Rad sah, hätten ihn wahrscheinlich ermuntert, Kinder zu sich einzuladen, damit er nicht so allein sei. Sie erzählte mir auch, daß die Familie aus den

Niederlanden komme und streng katholisch sei und sehr reich, und sie wußte, daß ihnen in Deutschland und in vielen anderen Ländern Bekleidungsgeschäfte gehörten und auch das Kaufhaus in der Stadt, in dem im Frühjahr und im Herbst die neue Kleidung für mich ausgesucht wurde. Der Junge, den ich ein paarmal in seiner Villa besuchte, hatte eine Märklin-Eisenbahn, deren Anlage so groß war, wie ich es mir nie hätte erträumen können. Es gab, neben seinem Kinderzimmer, einen eigenen Raum für die vertikal verstellbare Platte, auf der die künstliche Miniaturlandschaft in genau der Höhe zu schweben schien, die für uns sowohl zum Bedienen der zahlreichen Trafos als auch für eine gute Übersicht praktisch war. Sprang allerdings irgendwo in der Mitte ein Waggon aus den Schienen, mußte das Kindermädchen kommen und sich lang machen: Dann streckte die junge Frau sich weit vor, bis sie, in ihren flachen Schuhen konzentriert schwankend, auf Zehenspitzen stand, um mit den nackten Armen Häuschen und Hügel zu überbrücken und mit beiden Händen die entgleisten Zugteile vorsichtig auseinanderzuhaken und wieder in die Spur zu setzen. Nicht daß ich nicht Anflüge von Neid auf das dunkelgrüne Krokodil empfand, die fraglos schönste Lokomotive, deren Preis sie in eine für mich unerreichbare Ferne rückte, nicht daß mir, der das enge Kinderzimmer mit dem jüngeren Bruder teilte, ohne das als Zwang oder Nachteil zu empfinden, Reichtum nicht fraglos erstrebenswert schien, weil das sichtlich bedeutete, viel Platz zu haben – die verlockenden Eindrücke wurden jedoch, zugunsten meiner Herkunft, durch die Erkenntnis aufgewogen, daß der Junge, wie seine Eltern, in einer eigenen Welt eingeschlossen blieb, die kei-

nerlei Verbindung zu dem Dorf hatte und zu all dem, worin ich so gern und fest lebte und webte. Er durfte nur im Haus, wo die schöne, elegant gekleidete Mutter mit ihrem hochtoupierten Haar mich zur Begrüßung kurz inspizierte, oder im Garten spielen und das dickichtlose Grundstück nicht verlassen, damit er im Blickfeld der Frauen bliebe; nicht einmal auf dem Feldweg vor dem Tor durften wir uns aufhalten. Konnte etwas langweiliger sein als ein eingezäunter Garten mit Rasen und Rhododendron? Daher blieb, bei allem wechselseitigen Bemühen um Zuneigung und Gemeinsamkeit, ein innerer Abstand, der sich nicht überspielen ließ. Es war, als hätte man die Menschen, die Möbel und Autos mit einer Pinzette aus einer großen Schachtel gehoben und hierher versetzt, damit sie bei uns wohnen konnten, und so plötzlich, wie der Junge aufgetaucht war, war er nach einer Zeit, die mir nicht länger als ein paar Monate vorkam, wieder verschwunden. Mein Bedauern, nicht mehr mit der Traumreicheisenbahn spielen zu können, verflog schnell, und es fühlte sich, wie ich mit Erstaunen bemerkte, richtig an, daß die Familie nicht mehr da war. Nach ihrem Wegzug vermißte ich noch eine Weile das Kindermädchen mit ihren stets nackten Armen, das mich an die verträumt rauchende Lehrerin denken ließ, und stellte mir vor, wieviel Zeit der Junge mit ihr verbringen durfte; aber ich wußte, daß alles in mir sich dagegen aufgelehnt hätte, unter Aufsicht zu spielen und womöglich ausgeführt zu werden, um gesittet angefaßt und gespreizt auf immer gleichen, seelenlosen Wegen herumzuspazieren. Ich war ohnehin zu dem gefühlten, aber deutlichen Urteil gekommen, daß die Villa, von deren Großzügigkeit und Komfort

alle Erwachsenen, obwohl nur der Klempner sie jemals betreten hatte, wortreich schwärmten, häßlich sei; das viel zu spitze und zu hohe Krüppelwalmdach, der eigenartige Grundriß und die mit großen Blumen gemusterten dicken Vorhänge schienen nicht zusammenzustimmen und etwas nachzuahmen, was nicht in das Dorf paßte.

Es gab noch ein zweites, mir von innen vertrautes Wohnhaus, das sich von der üblichen Bebauung im Dorf unterschied. Das war das Haus, in dem ein Freund lebte und das sein Vater selbst entworfen hatte. Er hatte Architektur studiert und sogar einen Doktor, wie meine Mutter gerne ehrfurchtsvoll betonte, weil sie, anders als mein Vater, der sein Gegenüber ausschließlich nach Charakter und Können beurteilte, eine Schwäche für soziale Insignien wie Amtsbezeichnungen, akademische Titel, Orden oder militärische Ränge hatte, insbesondere, wenn sie sich in Uniformen oder Dienstkleidung wie Talaren oder weißen Arztkitteln darstellten. Der Vater des Freundes, der in der Stadt in einem Amt für Bau- und Kunstpflege arbeitete, hatte für seine Familie am damaligen Dorfrand ein einstöckiges Wohnhaus bauen lassen, dessen rechteckiger Grundriß sich ebenso in die Dorfbebauung einfügte wie die Mauern aus roten Ziegelsteinen und das einfache Walmdach. Aber innen war das Haus das, was meine Mutter modern nannte – die Treppe, deren einzelne Stufen, aus der Wand kommend, scheinbar frei in der Luft hingen, hatte kein Geländer aus Holz, sondern eines aus Metallstäben, die durch Stahlseile verbunden waren. Während ich bei meiner Großmutter noch zwanghaft und vergeblich versuchte, nicht auf den Fäkalienhaufen zu blicken, wenn ich das Plumpsklo im Garten benutzte,

ging ich hier auf eine Toilette für Gäste, weil diese aus hygienischen Gründen nicht das Badezimmer benutzen sollten, das der Familie vorbehalten war. Nicht nur daß der Vater der einzige Akademiker unter all den Vätern im Dorf war, ich erstarrte konsterniert und skeptisch, als ich zufällig, durch die offene Wohnzimmertür, die Mutter sah, die am hellichten Nachmittag auf dem Sofa ein Buch las, statt Obst einzukochen oder Unkraut zu jäten. Die Wände des Wohnzimmers waren voller Stringregale aus schwarzem Metallgestänge und dunklem Holz, auf denen im Übermaß das stand, was sich bei uns zu Hause nur ganz vereinzelt fand: Bücher. Und statt der Stickbilder über unserem Eßtisch, deren von groben Fäden gewölbte Farbflächen die Marktkirche und das Leibnizhaus vorstellen sollten, hingen hier, in schwarzen Rahmen hinter Glas, wie ausgerissen wirkende Papierseiten, in deren Farbtupfen und dunklen Linien ich mich vergeblich mühte, etwas zu entdecken, was ich hätte benennen können – Bilder, die meine Mutter, sobald ich ihr davon erzählte, mit ihrer üblichen peremptorischen Treffsicherheit als abstrakten Krimskrums klassifizierte. Drei Dreckflecken Rehe im Schnee nennen – was sollte der Stuß? Als ich ihr, die auf den Knien den Küchenboden wischte, sagte, daß ich viel lieber in dieser Familie leben würde als in der meinen, sah sie mich von unten bestürzt und traurig an.

Die beiden Gasthöfe an der Hauptstraße, jeweils am westlichen und am östlichen Dorfausgang, waren der Welt der Erwachsenen vorbehalten, die hier darin bestand, an den hellen, glattgehobelten, mit Gläsern und Aschenbechern überfüllten Tischen zu trinken, zu rauchen, laut zu

sprechen und noch lauter zu lachen und jeden Moment zu nutzen, um als Mann eine Frau an der Hüfte und als Frau einen Mann am Oberschenkel zu berühren. Wir liefen nur in den stickigen Lärm, um ein paar Pfennige zu erbetteln, was leichter möglich war, wenn mein Vater oder meine Mutter bereits angetütert und in gelöster Stimmung waren, oder um rasch eine Bluna zu trinken, den Blick sehnsuchtsvoll auf den Flipperautomaten geheftet, an dem zu spielen wir noch zu klein waren. Aber hier fand ich an den Wänden ausgestopft die Tiere, die ich aus der freien Wildbahn oder von Abbildungen in Büchern oder auf Briefmarken kannte: das zierliche Wiesel, den schlanken Körper auf dem winzigen Brett so verdreht, daß einem der kleine Kopf, wie fauchend die spitzen Zähnchen zeigend, drohend ins Gesicht sah; das Haupt des Rehs mit seinen hervorstehenden glasigen Augen und den beiden kleinen, komisch ungleichen Hörnern, das in mir die Frage wachrief, wie der Hals so glatt vom Rumpf des toten Tieres abgeschnitten und auf dem Holz befestigt werden konnte; der mächtige, sich wegduckende Auerhahn, mit traurig hängenden Flügeln, den gekrümmten Schnabel wie unter großen Schmerzen in die Luft emporgestreckt.

Wenn ich nicht allein im Haus bleiben sollte, ging ich mit meiner Mutter auf den Friedhof, den sie nur als Kösters Kampe bezeichnete. Dort spielte ich auf den Sandwegen, während sie die Gräber ihres Vaters und ihres Urgroßvaters von Quecken befreite und die Stiefmütterchen goß. Sie war gern, in den warmen Monaten täglich, auf dem Friedhof, weil sie dort immer jemanden traf, mit dem sie sich über Neuigkeiten im Dorf und Geschichten aus dem Leben der

Toten austauschen konnte, die sie, je nachdem, mit wem sie sprach, so unterschiedlich ausschmückte, daß ich oft nicht wußte, ob es ein und derselbe Tote war, von dem sie erzählte. Unter den Gesprächen konnte ich aus Zweigen, Steinen und Blättern meine kleinen Muster und Welten bilden, bis meine Mutter von der Grabstätte auf den Weg trat, um dort mit der Harke, parallel zu der niedrigen Thujahecke, ein paar präzise Furchen zu ziehen, die signalisierten, daß sich hier jemand um das Grab gekümmert hatte, und die möglichst lange unversehrt sichtbar bleiben sollten. Zufrieden war sie, wenn das Strichmuster auch bei ihrem nächsten Grabbesuch erhalten war – wenn der Regen es verwischte, hatte das aufgrund höherer Ordnung seinen berechtigten Grund, aber sie schimpfte, wenn Schritte, unbedacht oder mit böser Absicht, es eingeebnet hatten. Ich mochte den Friedhof, auf dessen Wegen ich umherlaufen durfte, solange meine Mutter am Grab zu tun hatte, und auf dem mich nur die dichten, zum Spielen untauglichen allgegenwärtigen Lebensbaumhecken störten, deren steif dichter, beschnittener Wuchs ihren Namen markant widerlegte. In der Kapelle hingegen, wo Bäumchen in Töpfen die abstoßende Kahlheit des Raumes verstärkten und der blumengeschmückte Sarg mir, der ich eingezwängt zwischen den Erwachsenen saß, entgegenragte wie ein Boot, ließen mich die schmucklos grauweißen Wände mit ihren dunklen Schlieren an die Ställe denken, in denen die Schweine und Kühe ihre Körper aneinanderdrängten.

Die Kirche stand parallel zur Hauptstraße, der spitze, weithin sichtbar über das Dorf hinausragende Turm im Westen angebaut, der unscheinbare Chor nach Osten

gerichtet. Vom Bürgersteig führten zwei Stufen hinauf zu einer Ausbuchtung, in der links und rechts zwei Bänke, im rechten Winkel zur Straße, eine Art Gasse zum Kriegerdenkmal bildeten. Auf einem großen Granitstein standen, mit schwarzer Farbe in die Gravur gemalt, die Namen der Männer, die im Krieg gefallen oder geblieben waren – andere Verben wurden nicht verwendet. Am Volkstrauertag, den meine Urgroßmutter weiter Heldengedenktage nannte, versammelte sich nach dem Gottesdienst in der Kirche vor dem Plätzchen eine Schar von schwarz angezogenen Männern und Frauen, die so groß war wie sonst nur am Erntedankfest und am Heiligen Abend. Der Posaunenchor spielte *Ich hatt' einen Kameraden*, was viele, Tränen in den Augen, mitsummten oder -murmelten, der Pastor sprach davon, daß etwas in uns unverletzlich sei, und es herrschte eine beklommene Stimmung, wie zu keiner anderen Zeit, an keinem anderen Ort im Dorf. Weil keiner der Erwachsenen jemals etwas sagte zu dem Tag und zu seinem Anlaß, wie es sonst bei anderen kirchlichen Feiertagen lapidar vorkommen konnte, war ich um so überraschter, als der Postbeamte einmal auf dem Heimweg plötzlich zornig wurde und nicht aufhörte, lauthals zu schimpfen über die Verbrecher, die uns den Krieg eingebrockt hätten; meine Großmutter, die mich an der Hand hielt, sagte wie immer nichts, wenn es um den Krieg ging, meine Mutter jedoch, die Ärger und Konflikte jeder Art umschiffte, wo sie nur konnte, begann dem Mann, als seine Tirade eine Pause machte, zuzustimmen und versuchte, die Situation zu entschärfen, indem sie hilflos Verse rezitierte: Links Lametta, rechts Lametta, und der Bauch wird immer fetter – du weißt doch, Fritz, wie die Idioten waren.

Die Kirche war von einer Rasenfläche umgeben, auf der, zur Straße hin, ein paar Eichen von der Art standen, deren Früchte die runden Köpfchen mit Stielkappe sind. Aus dem Gras ragten vereinzelt Grabsteine, teils in der Erde versunken, und Grabplatten lehnten an der Kirchenwand; ich konnte weder die Schrift noch die Sprache entziffern. Aber weil ich den Friedhof mochte, gefielen mir auch die Grabsteine, die die Kirche zu hofieren und zu erheben schienen, zumal ich, als der Sinn dafür sich zu entwickeln begann, spürte, daß sie viel älter waren als die glatt polierten schwarzen Steine auf dem Friedhof. Sooft wir auch die Klinke drückten, um hineinzugelangen, die Kirche war, wenn nicht Gottesdienst gefeiert wurde, abgesperrt. Ging ich an der Kirche vorüber oder suchte auf der Rasenfläche ein paar besonders formschöne, makellose Eicheln, konnte die Stimmung, die vom Gotteshaus ausging und die sich mit der Verslossenheit der Gräber vermischte, zu einer Schwere werden, die wie eine unsichtbare Steinplatte in der Luft hing und sich langsam auf mich herabzusinken drohte. Dann wechselte ich die Straßenseite.

Anders als die Barockkirche in dem südlich gelegenen der westlichen Nachbardörfer, mit ihrem von goldenen und blauen Formen überquellenden Altar, über dem, wie aus einem Guß des Holzes, golden die Kanzel, flankiert von zwei Figuren, und die Orgel mit vielen Pfeifen prangten, was das Dorf zusammen mit dem Schloß, das am Ufer des Flusses stand, zu einer Sehenswürdigkeit machte, hielt die Kirche in Brand für das Kind kaum Eindrücke bereit, die es bleibend eingeladen hätten, sich in der Phantasie weiter

mit dem Gegenstand zu beschäftigen oder gar Welten aus Tagträumen darauf zu bauen. Der kleine Jesus am Holzkreuz, der die Ärmchen emporreckte, als hätte er sich erschrocken und wollte fortfliegen, die schmucklose Kanzel und darüber, zwischen abstoßend flächigen, dem kindlichen Blick sofort als Attrappe durchschaubaren Steinen aus grauem Holz, die beiden schräg nach links und rechts oben ragenden Tafeln, die eine mit den Worten BIBLIA SACRA, die andere mit den römischen Ziffern I bis X, boten dem kindlichen Gemüt, das unentwegt auf der Suche nach etwas war, womit es sich anreichernd beschäftigen konnte, weder Widerstand noch Anreiz. Das alles war schlicht langweilig. Das einzige, was mich in der Kirche anzog, waren der goldene Stern und der goldene Mond am Taufstein, der links im Altarraum stand, nah bei den ersten Kirchenbänken. Da ich die Himmelskörper nur betrachten konnte, wenn ich in der ersten Reihe saß, versuchte ich meine Mutter an der Hand zu diesem Platz zu ziehen, sobald wir die Kirche betraten und sie sich wie üblich in einem Gespräch mit der Küsterin verdingte. Stern und Mond leuchteten goldgelb auf einem tiefblauen Untergrund, der ins Runde strebte, dessen Ränder jedoch viele Einbuchtungen und Ausfransungen hatte, so daß er mich an die Teigfläche erinnerte, die unter dem rollenden Nudelholz entstand, wenn meine Mutter einen Mürbekuchen backte. Der Stern hatte sechs Zacken, alle jeweils im selben Abstand zueinander, so daß er, wie meine Vorstellung prüfte, auf jedem Zacken stehend gleich aussah. Der Mond, rechts daneben, war ein Gesicht: Ein Goldband rahmte, oben und unten in zwei Spitzen auslaufend, eine Fläche, in der

ein Auge stand und die auf der einen Seite im Profil, wie von Kinderhand gemalt, eine lange Nase, einen geöffneten Mund und ein kleines Kinn darstellte. So staunte der halbe Mondkopf den kleineren Stern neben sich an. Durch die Zacken, das halbe Gesicht, das pralle Gold stellten sich mir die Bilder viel größer dar, als sie waren: Wandte ich meinen Blick, nachdem ich sie ausführlich betrachtet hatte, zurück in die Kirche, wunderte ich mich, daß Stern und Mond, die in meiner Phantasie ins Himmelgroße gewachsen waren, an dem Taufstein klebten, der vor mir in der Kirche stand. Oder sollte der Stern eine Sonne sein? Was paßte besser zuammen, Mond und Sterne oder Sonne und Mond? Oder war beides, wie wir in der Adventszeit sangen, dasselbe: O klare Sonn, du schöner Stern, dich wollten wir anschauen gern? Ich freute mich, wenn in den Liedern von Sonne oder Stern die Rede war, weil ich meinte, sehen zu können, was wir sangen. War mir langweilig, versuchte ich mich an den alten Buchstaben, die in einem schwarzen Band um die blaue Teigfläche herumliefen, und es fiel mir nicht schwer, sie zu lesen: IOHANN ANNO 1606 WEDEKIND. Auch wenn mir niemand das ANNO erklären konnte, ich verstand, daß in unserem Dorf vor einer Zeit, die ich als so weit entfernt empfand wie die wirkliche Sonne, den wirklichen Mond, ein Mensch gelebt hatte, der denselben Namen trug wie die Adeligen im Gutshaus – und es war zugleich beruhigend und aufregend, daß die Jahreszahl und die Bilder auf einem Stein zu sehen waren, der in Reichweite vor mir stand. Sein Fuß hatte sechs Ecken, die ich nach einem Gottesdienst zählte, während meine Mutter sich noch in der Kirche unterhielt. Und auf der einen Seite reihten sich

Worte untereinander: MARCI · 10 · IHESUSSPRACH /
LASSETDIEKINDLEINZU / MIRKOMMENUNDWERET /
INENNICHTDENSOLCHER / ISTDASREICHEGOTTES.
Darunter trat ein Engelskopf aus dem Stein – erkennbar
daran, daß er dort, wo Menschen Ohren hatten, jeweils ein
Flügelchen aus sich herausstülpte.

Ich kann mich genau an den ersten lebhaften Eindruck
erinnern, den ein Gedicht auf mich gemacht hat. Das ge-
schah, als ich mit meiner Mutter einen Adventsgottesdienst
besuchte. Das Lied *Es ist ein Ros' entsprungen* wurde
gesungen. Meine Mutter sang mit klarer, lauter und, wie
ich fand, auch schöner Stimme mit, während ich, halb mit
Blick in die brennenden Kerzen, in einer Art Sprechgesang,
der für die anderen um mich herum unbedingt unhörbar
bleiben sollte, nebenherschlenderte. Als wir die zweite
Strophe sangen – das Röslein, das ich meine, davon Jesaja
sagt –, weckten die vielen a in den letzten drei Wörtern
plötzlich meine Aufmerksamkeit. Es war keineswegs ein
starker, überwältigender Eindruck; es war ein Geschehen,
das sich, für mich ohne ersichtlichen Grund, wie nebenbei
in der Langeweile vollzog, in die mich der Gottesdienst
versetzte und die meine Wahrnehmung auf allen möglichen
Kleinigkeiten umherschweifen ließ. Als hätten sich die
Vokale eigenmächtig von den Konsonanten, aus den Wör-
tern und Tönen gelöst und als fielen das o und das e weg,
standen in der Luft, vor dem inneren Auge allein die vier a.
Was mir auffiel, zog mich aus dem weiteren, schematischen
Verfolgen der Noten und Worte, die sich wie eine Kette
von Spielzeugwaggons anfühlten, heraus und ließ mich am
Rand des Gemeindegesanges die drei Wörter – davon Jesaja